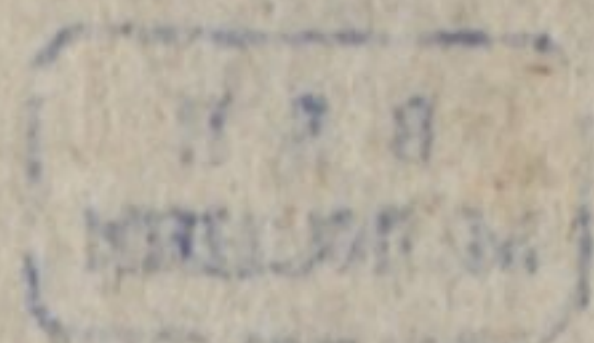


L u d w i g T i e c k ' s

s ä m m t l i c h e W e r k e.

G e h y s t e r B a n d.

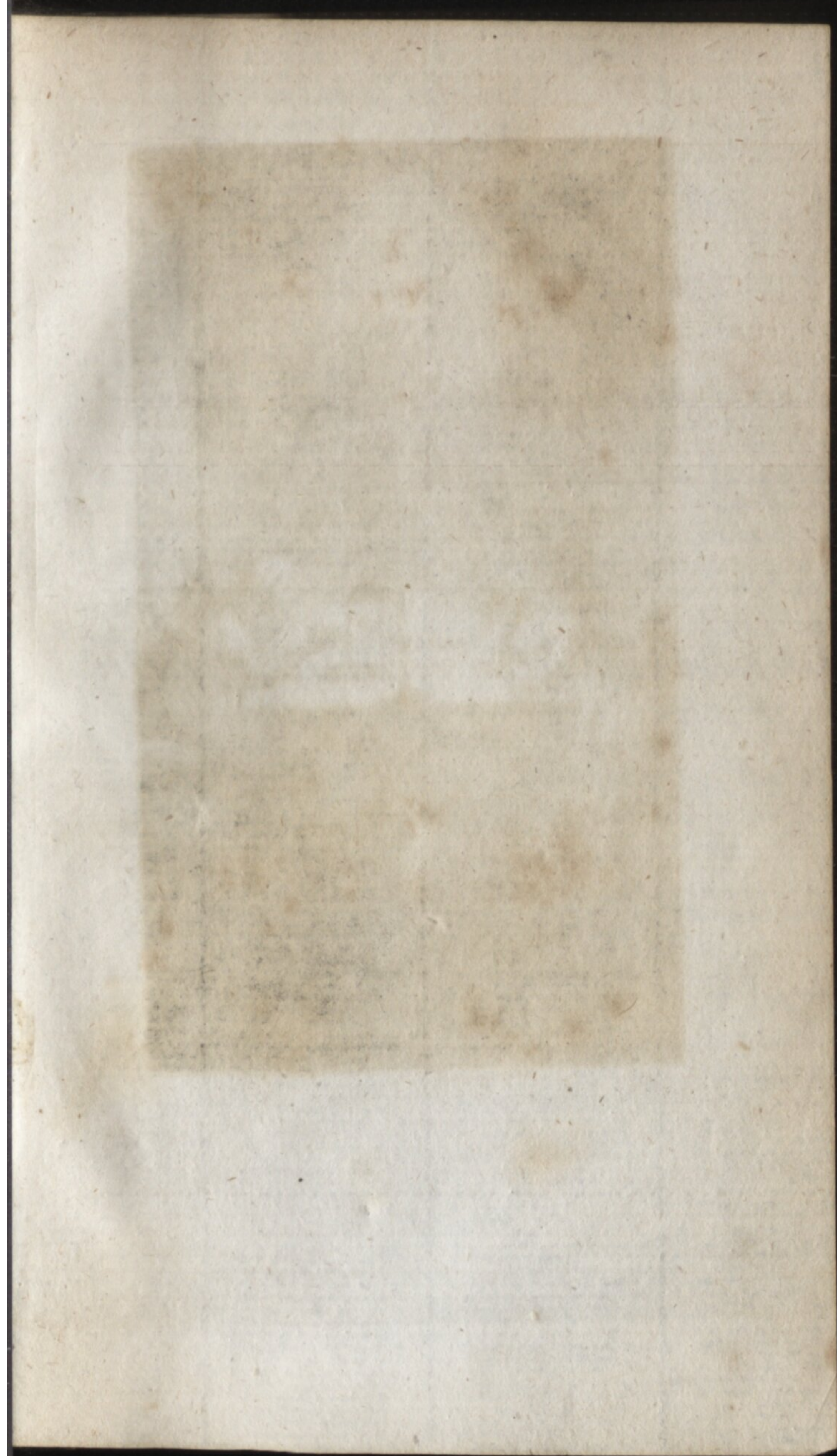


Berlin und Leipzig.

Bey Karl August Nicolai, Sohn.

1 7 9 9.







W. J. G. del. et. scul. 1751

V o l k s m ä h r c h e n

herausgegeben

von

P e t e r L e b e r e c h t.

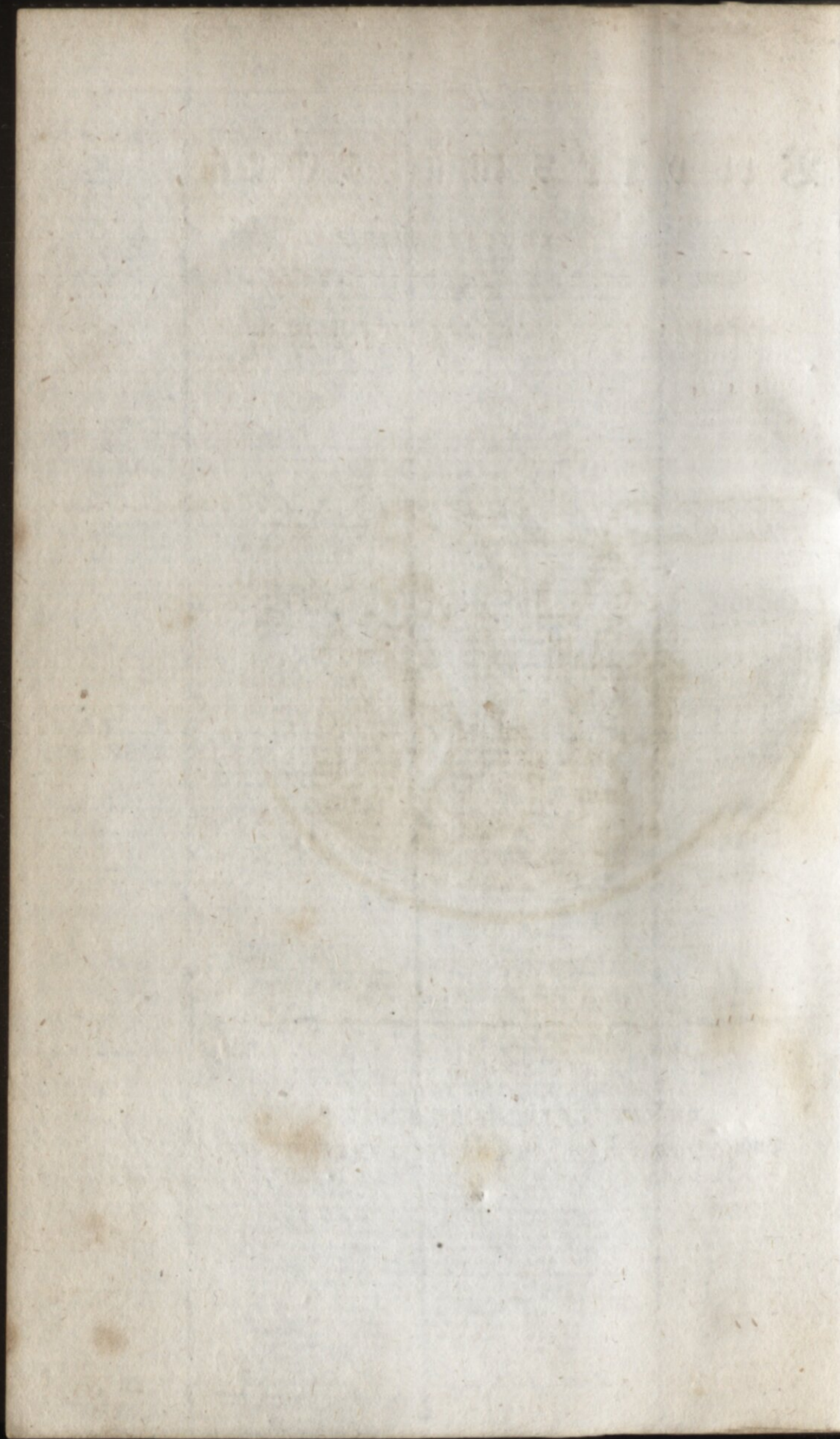


Erster Band.

Berlin, 1797.

verlegt Carl August Nicolai,

Buchhändler in der heil. Geiststraße, im goldnen Arm.



Ernsthafte Vorrede.

Ob ich gleich recht gut weiß, was ich hier sagen wollte, so dünkt mich, ist es doch immer schwer, eine Vorrede zu schreiben. Sie ist nichts als ein Brief an den Leser, an ein unbekanntes Wesen, das sich der Schriftsteller gern zum Freunde machen möchte, und ein solcher Freundschaftsantrag an eine Per-

son, die man nie mit Augen gesehen hat, ist immer schwer auszuführen. Denkt sich der Verfasser aber gar einige seiner Bekannten als seine Leser, so möchte er in die konfuseste Verwirrung gerathen.

Wunderbar ist es, daß der Leser immer noch mit Du angeredet wird, so sehr sich auch sonst unsre Sitten verfeinert haben; ich werde es nicht wagen, mir vor diesen unbedeutenden Märchen so viel herauszunehmen.

Geyn Sie, werthgeschätzte Leser, wenn Sie mein Buch lesen, so gut, sich herauszusuchen, was Ihnen gefällt

vorzüglich aber wünschte ich, daß Sie es mit keinem zu ernsthaften Gesichte aufschlügen, denn ich habe es fast ohne alle Ernsthaftigkeit geschrieben. Sie brauchen mir nicht erst zu sagen, daß das unrecht von mir sei, und daß die Recensenten mir den Mangel der Ernsthaftigkeit schon eintränken würden: ich weiß beides. Sondern, wenn Sie bei guter Laune sind, und die wunderliche Phantasie in Träumen um Sie gaukelt, und wenn dann mannichfaltige Gestalten ohne Zusammenhang vor ihnen hinzuziehen, und — um es kurz zu machen: wenn Sie, mit einem Worte, nicht so recht gescheut sind, dann bitte ich Sie,

VIII

in einer solchen Stimmung, gegenwärtige Blätter zu lesen, die Sie schwerlich über irgend etwas belehren dürften.

Aber vielleicht bilde ich mir hier ein Ideal von einem Leser, wie es nirgends in der Welt anzutreffen ist. Man sollte zwar meinen, wenn man unfliegenden und schimpfenden Recensionen liest, die unaufhörlich bedauern, daß die guten Bücher nicht aufkommen können, ganz Deutschland stecke voll solcher Leser, und ich muß gestehn, daß diese Recensenten mir zuerst einigen Muth gemacht haben, gegenwärtiges Werk anzufangen; habe ich mich aber doch in den Lesern geirrt, so liegt die

Schuld an der Kritik, die mich so auf einen falschen Weg geleitet hat.

Aber, lieber Leser, ich glaube Sie thun ganz Recht, daß Sie zu gleicher Zeit die schlechten Romane und die noch schlechteren Recensionen darüber lesen, und ich bewundere eben darinn Ihre Vielseitigkeit. Lesen müssen Sie doch einmal, und wo sollen denn der guten Bücher, der vollendeten Kunstwerke so viele herkommen? Eben, als wenn man verlangen wollte, daß die Recensionen gut, vollendet seyn, und ächte Kritik enthalten sollten; ich glaube, Sie werden darinn meiner Meinung seyn, daß ein Roman, ein Roman,

eine Recension, eine Recension sei, und daß man die ersten lese, um die langweilige Zeit zu verschweigen, und die zweiten, um in der Ausbildung und der Litteratur nicht zu sehr zurückzubleiben. Wenn das die Recensenten einsehen wollten, so würden sie aufhören zu klagen und zu schimpfen; es hat von jeher schlechte Bücher gegeben und geben müssen, jetzt ist die Reihe des Schlechthseyns an die Romane gekommen, — nun gut, man lasse sie die Krankheit überstehn und sich erholen, das Hineinschreien und Schimpfen auf die Armen, wird Sie gewiß nicht herstellen. Man sagt mir, unsre Erbauungs-

bücher und alles was Religion und Aufklärung betreffe, sei besser geworden, als es ehemals war; vielleicht kommt nun bald die Reihe an die Kritik, und so wollen wir uns denn wechselseitig ertragen, der Schriftsteller den Kritiker, der Recensent den Schriftsteller.

Mit einer stillen philosophischen Unverschämtheit übergeb' ich also diese Märchen der Lesewelt. Man wird sie lesen, recensiren, und vergessen: man wird sie tadeln, und weder an den Tadel, noch an das Buch über kurzem denken. Es giebt so wenig Ausgewachsenes und Vollendetes in dieser Welt,

XII

daß ich nur von wenigen Menschen und Büchern verlange, daß sie mir so vor kommen sollen, am wenigsten aber halte ich meine Träume für etwas Hohes und Kostliches.

Scherzhafte Vorrede.

Vielleicht mißfällt einigen Lesern die ernsthafte Vorrede, und für diese steht die scherzhafte da.

L i e b e r L e s e r ,

Es giebt, darinn wirst Du mir Recht geben, wunderliche Stimmungen im Menschen. Die Phantasie ist so reich-

haltig und tief, daß alle Kunst diesen seltsamen Brunnen vielleicht nie erschöpfen wird. Millionen verschiedener Phantome ziehn wechselnd durch den Geist, und jeder Sinn sucht das zu ergreifen und darzustellen, was ihm an liebsten ist, von den Farben zu erzählen, die ihm am meisten wohlgefallen haben.

Hast Du vielleicht Lust, mit mir ein fernes wunderliches Land zu besuchen? Töne klingen aus den tiefen Grotten, die vielen unverständlich sind und wie ein Waldbach fortrieseln, der

mit verschlungenen Brombeerstauden und Wintergrün verwachsen ist. Magst Du dem Geflüster zuhören, und wie der Wind durch die Eichen fährt und es wie Rauschen von Geistern vom Berge herabkommt, und hier in der Einsamkeit Deiner Geschäfte, Deiner Wohnung auf einige Zeit vergessen: so sei mit mir. Ich will es übernehmen, Dein Führer zu seyn durch ein Land, wo Poesie und romantische liebenswürdige Albernheit zusammen wohnen. Es kann seyn daß ich selbst ein Fremdling bin, und

XVI

mich verirre, oder getäuscht, diese Felsen und Baumlabyrinth für ergötzen:
der halte, als sie sind; und dann
vergieb mir freundlich.

Ritter Blaubart.

Ein Ammenmärchen,
in vier Akten.

Personen:

Peter Berner, ein Ritter, mit dem Zunah-
men: der Blaubart.

Mechthilde, seine Haushälterin.

Anton, }
Simon, } von Friedheim.
Leopold, }

Anne, }
Agnes, } ihre Schwestern.

Heymon, }
Conrad, } von Wallenrod.

Martin von Felsberg.

Hans von Marlos.

Brigitte, seine Tochter.

Reinhold, sein Sohn.

Caspar, sein Knappe.

Ein Rathgeber.

Claus, ein Narr.

Ein Arzt.

Ritter.

Knechte.

Erster Akt.

(Saal auf dem Schlosse Wallenrod.)

Ritter Heymon von Wallenrod, sein
Bruder Ritter Conrad, ihr Vetter
Martin von Felsberg und andere
Ritter.

Heymon. Sind wir nun alle versammelt?

Martin. Es fehlt Niemand.

Heymon. So sage ich denn noch einmal öffentlich, wie ich es schon jedem besonders gesagt habe: Krieg! Fehde! — Wer ist

der Peter Berner, daß er unsere Gebiete brandschatzen darf? Sollten wir immer in Furcht und Sorgen leben vor einen solchen Nichtswürdigen?

Conrad. Vor einem Kerl, der nicht lesen, nicht beten kann? Vor einem Kerl, der einen blauen Bart hat? Vor einem, den Gott auf eine wunderbare Weise gezeichnet hat?

Martin. Wie sagt Ihr? Er hätte einen blauen Bart?

Conrad. Freilich, und der sitzt ihm an einem verhenkerten Gesichte; an einem wahren Galgengesichte.

Martin. Ordentlich blau? was man so blau nennt?

Heymon. Ihr wundert Euch mit Recht, Vetter, und mein Bruder da hat ihn ganz richtig beschrieben. Er ist ein wilder, unumgänglicher Mensch, und sieht aus wie der Satan.

Conrad. Wie ihn Euch mein Bruder da eben ganz recht beschreibt, wie der leibhaftige Satan.

Martin. Gottes Werke sind doch wunderbar! — Hab' ich mein Lebtag von einem blauen Barte gehört?

Conrad. Aber Bruder, ehe wir unsern Zug unternehmen, sollten wir doch noch unsern Rathgeber fragen.

Martin. Wer ist das?

Heymon. Ein alter Mann und ganz weitläufiger Verwandter, er ist schon, wie gesagt, etwas stumpf und bei Jahren, und da hat er sich auf's Rathgeben gelegt. Aber er giebt Euch trefflichen Rath, das versichere ich Euch.

Conrad. Er hat schon manchen wackern Rath gegeben, von dem es wohl gut gewesen wäre, wenn man ihn befolgt hätte.

Heymon. Da kömmt er eben her.

Der Rathgeber kommt herein.

Henmon. Nun, setzt Euch, setzt Euch!
 — Jetzt also, meine versammelten Freunde,
 sind wir in der Absicht zusammengekommen,
 ein vernünftiges Wort miteinander zu reden!
 — (es klopft) Wer klopft denn da? — Nur
 herein.

Claus der Narr, tritt auf, er ist klein und
 ungestaltet, pudlicht und hinkt auf einem
 Beine, geht sehr behende an einer Krücke.

Conrad. Ah! es ist unser Narr!

Martin. Ihr habt ja eine recht vollständige
 Haushaltung.

Conrad. Gottlob! wir lassen uns nichts
 abgehn. Ein kleiner Mann, der Narr, wie
 Ihr ihn da vor Euch seht, aber einen vor-
 trefflichen, dauerhaften Witz hat er an sich.
 Man kann einen ganzen Abend über ihn la-
 chen, wenn er auch kein Wort spricht. —
 Aber sonst ein gutes Gemüth.

Elia is. Ist es erlaubt, Ihr Herren, daß ein Narr in eine vernünftige Rathversammlung kömmt?

Heinrich. Wenn Du Dich ruhig verhalten willst.

Conrad. Du lieber Gott! er ist ein Narr,, man muß ihm doch auch ein kleines unschuldiges Vergnügen gönnen. — Setz Dich, Narr, und wir andern Verständigen wollen uns auch setzen. — (alle setzen sich)

Heinrich. Nun so rathe ich also noch Einmal zum Kriege, damit wir dieses überlästigen Peter Berners los werden. Er steht jetzt eben im Felde gegen Hermann Worbisen, laßt uns schnell hinziehen, so ereilen wir ihn noch, ehe er nach seinem festen Schlosse zurückkehrt. — Was meint Ihr, Better Rathgeber?

Rathgeber. Wenn ich Euch denn meinen guten Rath geben soll, — so meine ich

unmaßgeblich, daß Ihr Recht habt, angesehen Ihr ein verständiger, vollkommen ausgewachsener Ritter seid. — Ihr habt Recht, ich bin ganz Eurer Meinung. —

Heymon. Wenn wir ihn denn nun besiegt haben, so bestürmen wir sein Schloß, nehmen seine Frau gefangen und theilen uns in seine Reichthümer.

Claus. Und wo bleibt denn der Blaubart?

Heymon. Narr, der kömmt ja in der Schlacht um.

Conrad. Und wenn er auch nicht umkömmt, so wird er in ein Gefängniß gesteckt.

Heymon. Das wird er aber nicht zugeben; besser, er kömmt in der Schlacht um.

Rathgeber. Richtig, weit besser ist es, er kömmt in der Schlacht um; da habt

Ihr, Ritter Heymon, ganz meinen Gedankē.

Conrad. Aber wenn er nun doch nicht umkömmt?

Rathgeber. Ja so! — Eine gute Anmerkung von Eurem Bruder, — in der That! — wenn er nun nicht umkömmt. — Er thut besser, wenn er in der Schlacht umkömmt, das ist gewiß, — aber die Menschen sind oft wunderlich. — Ja, was meint Ihr dann? —

Martin. Ihr seid ja der Rathgeber.

Rathgeber. Sehr richtig, — ja, dann ist mein Rath, — daß man sich nachher darauf besinne, wenn wir erst so weit sind. Ihr habt ihn ja denn bei der Hand, und könnt mit ihm machen was Ihr wollt.

Conrad. Das ist auch wahr; warum wollen wir uns jetzt schon den Kopf zerbrechen?

Heymon. Nun, so laßt uns denn nicht

! zaudern, sondern hastig aufbrechen. (Sie wollen gehn.)

Claus. Aber halt! haltet doch! — habt Ihr so wenig Geduld, daß Ihr in's Schlachtfeld hineinlaufen wollt, als ging' es zum Frühstück? Wer langsam geht, kommt auch zu seinem Tode noch früh genug.

Conrad. Zum Tode?

Claus. Nun, wenn Ihr nicht siegt, sondern besiegt werdet? und der Blaubart schneidet Euch den Rückzug ab? — Wie denn? — — Wenn Ihr nun besiegt werdet, sag' ich? denn das kann man doch so genau nicht wissen, man muß doch auf alle Fälle denken: ein guter Feldherr wird auch dafür sorgen.

Heymon. Ein guter Feldherr, sagt er? — Zum Henker er hat Recht, und es soll jetzt gleich daran gedacht werden.

Claus. Ja nun, so denkt — Rathgeber, denkt einmal recht tüchtig.

Rathgeber. Ja, der Kleine hat Recht, so klein er auch ist, und so rathe ich denn, nach reiflichem Ueberlegen, daß Ihr noch vor's Erste den ganzen Feldzug seyn ließe.

Heymon. Ist das Euer Rath?

Rathgeber. Wenn wir's beim Lichte besehen, wird's ohngefehr auf so etwas hinauslaufen.

Heymon. Das ist nichts, Rathgeber. Etwas bessers.

Rathgeber. Ihr glaubt wohl, daß man den guten Rath nur so aus den Ärmeln schüttelt. Ich weiß nichts bessers.

Conrad. Hm.

Heymon. Hm! —

Martin. Hm!

Ein Ritter. Aber Herr Ritter, Ihr vergeßt ganz, daß Claus nur ein Narr ist.

Conrad. Richtig! da steckt der Knoten! — Und wir stehen da alle und überlegen! —

Rathgeber. Wir haben uns von dem Narren alle in den April schicken lassen.

Heymon. Künftig schweig, bis man Dich fragt.

Claus. Verzeiht, es geschah nur, um mir mit dem Reden einen Zeitvertreib zu machen. Ihr wißt, ich plaudre gern, und da besah ich denn die Worte vorher nicht so genau: es ist doch bald vorbei wenn man redet und da lohnt's der Mühe nicht, daß man es so genau nimmt.

Heymon. So wollen wir denn aufbrechen!

Martin. Nehmt Ihr den Rathgeber nicht mit?

Heymon. Ja das verdient Ueberlegung.

Rathgeber. Laßt mich lieber zu Hause, hochgeschätzte Herren; ich bin alt, und Ihr wißt ja wohl das Sprüchwort: guter Rath

kömmt immer hinterher, und da könnt' ich Euch gar schlechten Rath geben, wenn ihr mich sogleich da hättet.

Conrad. Das ist wahr, Ihr seid doch ein kluger Mann. — Aber den Narren wollen wir mitnehmen.

Claus. Mich? — O Ihr Herren, ich bin im Felde ganz unnütz, ich kann keine Trommel hören, ohne die Coliß zu bekommen, ich sitze immer bei den Marketendern und mache nur die Lebensmittel theuer. Als Soldat bin ich gar nicht zu gebrauchen, weil ich vor Angst die Parole vergesse — Warum wollt Ihr mich denn mit nehmen?

Conrad. Erstlich zur Strafe, damit Du siehest, daß wir wohl siegen werden. Zweitens, damit wir doch auch einen Narren unter uns haben. Drittens, um den Feind durch Deine Person zu ärgern, — und viertens, sollst Du mitgehn.

Claus. Dieser letzte Grund ist so verdammt gründlich, daß sich nichts von Bedeutung dagegen einwenden läßt. — Nun wenn es denn seyn muß, so will ich nur mein Bündel schnüren und mein Testament machen.

Heymon. Dein Testament?

Claus. Aus meinem Narrenstock läßt sich ein herrlicher Commandostab machen, man darf nur oben den Eselskopf herunterbrechen; den vermach ich Euch! — Meine Mütze Eurem Bruder Conrad, die Ohren sind so schon ziemlich abgetragen; meinen Wiß dem Rathgeber da, und mein Krücke demjenigen, der nur mit einem Beine aus dem Felde zurückhinkt.

Rathgeber. Deinen Wiß magst Du selbst behalten, er ist so durchgeschauert, daß man die Fäden zählen kann.

Claus. So könnt Ihr immer noch Eu-

ren vernünftigen Rath damit flicßen, denn ich glaube daß Verstand kein besser Unterfutter finden kann, als Narrheit. Ich verfihere Euch, nichts hält so warm und bewahrt vor Husten und Schnupfen, Schwindel und dergleichen so gut, als ein Brusttuch von derber Narrheit. Trüget Ihr es nur unter Eurem Panzer, Herr Ritter, Ihr würdet Euch wohl dabei befinden, denn bliebet Ihr lieber zu Hause, und ergötzet Euch hier bürgerlich mit mir, oder dem Rathgeber, oder ginget auf die Jagd. — Warum muß es denn gerade Krieg seyn? Krieg ist ein gefährliches Spiel: ich kann schon das bloße Wort nicht leiden; glaubt mir, es ließt sich besser davon in Büchern, als dort im Felde zu stehen und zu passen, und zu passen — nur wenn man nun in der Hinterhand sitzt und der Feind bekömmt die Matadore!

Heymon. Der Narr schwätzt und kann

kein Ende finden. Du sollst uns den Marsch verkürzen durch Deine Mährlein.

Claus. Soll ich reiten oder gehn?

Conrad. Gehn.

Claus. Nun, Gott segne Euch, ich werde so auf meine Art gehen müssen.

Heymon. Kommt, Better Martin — Kommt Ritter! der Sieg winkt uns, wir wollen uns nicht säumig finden lassen.

Conrad. Wenn wir nur erst die eroberten Fahnen aufhängen! (alle ab.)

Claus. O über die lumpige Welt! — Wahrhaftig ich schäme mich jetzt, ich werde dafür bezahlt, um ein rechter wahrer Narr zu seyn, und nun bin ich ein Pfuscher gewesen, und war offenbar der Verständigste von allen. Sie pfuschen dafür in mein Handwerk, und so ist kein Mensch mit seinem Stande zufrieden. Wollte nur Gott, ich könnte die Klugheit so wacker spielen, als

sie sich in der Nartheit gut ausgenommen haben. — Nun, Schicksal, du Vormund der Verstoßenen, wirst du dich ihrer so sehr annnehmen, als sie fest auf dir vertrauen, so werden sie diesen Feldzug bald geendigt haben. — (ab.)

(Die Burg Friedheim.)

Agnes, Anna ihre Schwester.

Agnes mit einer Laute.

Agnes. Nun höre mir zu, liebe Schwester, ob ich jetzt im Stande bin, das Lied recht zu spielen.

Anna. Du hast kein Talent zur Musik, es wird Dir zeitlebens nicht gelingen.

Agnes. Und warum denn nicht so gut, ,
wie andern? — Höre nur:

Wie rauschen die Bäume
So winterlich schon;
Es fliegen die Träume
Der Liebe davon!
Und über Gefilde
Ziehn Wolkengebilde
Die Berge stehn kahl.
Es schneidet ein Regen
Dem Wand'rer entgegen,
Der Mond sieht ins Thal.
Ein Klagesied schallt
Aus Dämm'ring und Wald!

Ach herbstliche Winde
Berwehten den treulosen Schwur,
Wie Blitze geschwinde
Verschüttet vom Glück sich die goldene Spur.
O dunkles Menschenleben
Muß jeder Traum einst niederschweben?
Rosen und Nelken
Bekränzen das Haupt,
Und ach! sie verwelken,

Der Baum steht entlaubt;
 Der Frühling er scheidet
 Macht Winter zum Herrn,
 Die Liebe sie meidet
 Den Menschen, und steht und bleibt ihm
 fern.

Verworrenes Leben
 Was ist dir gegeben?
 Erinnern und Hoffen
 Zur Qual und zur Lust. —
 Ach! ihnen bleibt offen
 Die zitternde Brust.

Anne. Besser, als ich gedacht hätte.

Agnes. Aber sage mir einmal, warum in
 allen diesen Gedichten immer so viel von
 Liebe die Rede ist? Wissen diese Liederma-
 cher denn keinen andern Gegenstand?

Anne. Sie glauben, daß jedermann dar-
 an Theil nimmt.

Agnes. Ich wahrlich nicht. Mir ist nichts
 widerwärtiger, als diese ewigen Klagen.

Ich wünschte, es gäbe so Lieder für alle mögliche Sinnesarten, alles froh und heiter. — Erzähle mir doch, wie ist es denn eigentlich mit Deiner Liebe, ich weiß fast kein Wort davon.

Anne. O laß mich, liebe Schwester.

Agnes. Wie lange ist er nun schon fort? — Drei Jahr? —

Anne. Ach!

Agnes. Siehst Du, Du seufzest noch immer, aber Du solltest lieben einmal vernünftig erzählen.

Anne. Ich bin eine schlechte Erzählerin.

Agnes. Aber im Ernst, es muß mit der Liebe ein äußerst wunderbares Ding seyn.

Anne. Du bist glücklich, daß Du es nicht begreifst.

Agnes. Mir ist immer leicht und heiter, aber Du bist die Schwerfälligkeit selbst, oh-

ne Leben, ohne Theilnahme für die Welt und ihre Begebenheiten. Du lebst nur noch zum Schein, nur eine geringfügiges äußerliches Leben, aber inuerlich bist Du schon lange abgestorben.

Anne. Jeder Mensch hat seine eigene Weise, laß mir die Meinige.

Agnes. Das man sich selbst so alle Freuden verderben kann! Die Welt ist so schön und freundlich, alles so mannigfaltig durcheinander, daß man nicht genug sehen, nicht genug erfahren kann. Ich möchte immer auf Reisen seyn, durch unbekannte Städte fahren, fremde Berge besteigen, andre Trachten, andre Sitten kennen lernen. Dann mich wieder ganz allein in einem Palaste einsperren lassen, und die Schlüssel zu jedem Gemach, zu jedem Schranke in Händen haben: dann würde eins nach dem andern aufgeschlossen, die Schränke thäten

sich von einander, und ich holte von den schönen und seltsamen Kostbarkeiten von Juwelen und Halsgehängen eins nach dem andern hervor, träte damit ans Fenster und besähe es ganz eigen, bis ich seiner überdrüssig wäre und zu einem andern eilte, und so immer fort, immer fort, ohne Ende.

Anne. Und so wolltest Du alt werden? Dich durch ein trübes, unzusammenhängendes Leben arbeiten?

Agnes. Ich versteh Dich nicht. — Ich habe mir schon oft gedacht, wenn ich plötzlich in ein fremdes Schloß gerieth, wo mir alles neu, alles merkwürdig wäre; wie ich aus einem Zimmer in das andere eilen würde, immer ungeduldig, immer neugieriger, wie ich nach und nach mit den Sachen und Geräthschaften bekannt werden würde. Hier weiß ich ja jeden Nagel auswendig.

Anne. Gieb mir einmal die Laute. (singt)

Beglückt, wer an des Treuen Brust
 In toller Liebe ruht,
 Keinummer naht und stört die Lust,
 Nur heller brennt die Gluth.

Kein Wechsel, kein Wanken,
 Zum ruhigen Glück
 Fliehet alle Gedanken
 Der Ferne zurück:

Und lieber und länger
 Drückt Mund sich an Mund,
 So inn'ger, so länger;
 Von Stunde zu Stund
 Beschränkter und enger
 Der liebliche Bund.

Agnes. Das ist eins von den Liedern,
 Die sich leichter singen, als verstehn lassen.

Anton tritt auf.

Anton. Das ist hier eine wunderliche
 Haushaltung: Gesang in allen Zimmern,

Simon geht und betrachtet die Wände, Leopold will auf Abentheuer ziehen, — wahrlich, wenn ich nicht noch das Ganze etwas zusammenhielte, es flog alles wie Spreu auseinander.

Agnes. Dafür bist Du auch der älteste von uns allen, Du hast den Verstand für die ganze Familie.

Anton. Wißt Ihr denn, was Leopold eigentlich will.

Agnes. Was will er denn?

Anne. Gewiß einen unbesonnenen Streich ausführen.

Agnes. Ihr nennt auch oft etwas unbesonnen, was nur nicht so ist, wie ihr es alle Tage treibt.

Leopold tritt anf.

Leopold. Nun, so lebt wohl auf einige Zeit, ich muß Euch auf ein Paar Tage verlassen.

Anton. Aber wo willst Du hin?

Leopold. Recht weiß ich's selbst noch nicht. — Lieber Bruder, ich habe immer gefunden, daß der Mensch sich jeden Schritt im Leben erschwert, wenn er ihn recht genau überlegt. Am Ende list doch alles nur einfältig, wir mögen es auch anfangen, wie wir wollen, und Glück und Zufall machen unsre Plane nur gescheidt, oder unbesonnen.

Anton. Bruder, solche Reden sind einem Manne ganz unanständig.

Leopold. Ja, was Ihr Euch immer so unter Mann denkt: ein altes, verjährtes Thier, das über die Jugend weggekommen ist, wie über eine Brücke, die zusammenfallen will, und das sich nun herzlich freuet, daß es ein sauer Gesicht machen darf und Rath ertheilen, sitzen und zuhören, wenn andre sprechen und alles links

und unrichtig finden. So ein Mann nach Eurer Vorstellung, darf sogar den Vater tadeln, daß er die Mäuse nicht auf die rechte Art! und nach seinem Sinne fängt. Es wird mir immer seltsam zu Muthe, wenn ich die Redensarten höre: er handelt wie ein Mann; er ist das Muster eines Mannes; — meistens sind es doch nur verdorbene ausgewachsene Knaben, die durch die Welt auf allen Vieren kriechen, statt aufrecht zu gehn, und die daher weit mehr Steine des Anstoßes finden, — und dann rufen die Umherstehenden: Um Gotteswillen; seht! wie viele Erfahrung der Mann hat!

Anton. Das wäre also auch nach Deiner Meinung das Bild von mir?

Leopold. Ach nein, Du bist im Grunde gescheidter, aber Du willst es Dir selber nicht gestehn. So halten die meisten Menschen die langsame Einfalt für verständiger,

als die berührige Unachtsamkeit, und der Unterschied liegt doch wahrhaftig nur im Gange.

Anton. Aber Du wirst doch zugeben, daß dem Unachtsamen manches mißlingt.

Leopold. O ja, natürlicher Weise, weil er viel unternimmt; Eurem bedächtigen Manne kann nichts mißlingen, weil er nur immer rechnet und mit allen seinen Gedanken, mit aller Belesenheit wie mit Fühlhörnern immer vor ausfühlt. Ach, Bruder, wenn wir sehen könnten, wie vielleicht schon alles im voraus bestellt und in Richtigkeit gebracht ist, wie lächerlich würden uns da wohl unsere tief angelegten Plane vorkommen?

Anton. Eine schöne Philosophie.

Leopold. Eine Philosophie, die mich lehrt, daß nichts den Menschen so einfältig mache, als sein Verstand. — Doch wir wollen abbrechen, und ich will Abschied von

Eu nehmen, mir ist so leicht, daß ich gewiß glaube, ich werde glücklich sein.

Simon tritt ein.

Simon. Du willst verreisen Bruder?

Leopold. Ja.

Simon. Mir scheinen die Umstände nicht günstig. •

Leopold. Wie so?

Simon. Es ist so ein Wesen, so ein Klagen, so ein Bittern in der Luft.

Agnes. Wie meinst Du das, Bruder?

Anton. So wie er alles meint — er weiß nicht warum; er meint es nur so.

Simon. Sieh, man kann eigentlich nicht sagen, warum man Unglück vorausahndet, aber es ist doch manchmal etwas im Herzen, — das —

Leopold. Nun?

Simon. Ach! wer kann Dir das deutlich machen.

Anton. Sollte man unter diesen närrischen Geschöpfen nicht selber närrisch werden?

Leopold. Nun, weil Du's also nicht recht beschreiben kannst, so lebe wohl. — Wenn ich wiederkomme, will ich mit Deinen Rath ausbitten. (ab.)

Anton. Seine Wildheit wird ihn noch einmal unglücklich machen.

Simon. Gewiß.

Anne. Wie geht es Dir, Bruder?

Simon. Gut, — ich habe nur heut Morgen mancherlei gedacht, — es kann sich bald mancherlei ändern.

Anne. Wie so?

Anton. Frage ihn doch nicht, es ist ja nur eine weggeworfene Mühe, er weiß es so wenig als Du, und eben durch solche

Aufmerksamkeiten, wird seine Narrheit nur zum Wachsen gebracht, die ohne diese Nahrung schon längst abgestorben wäre.

Agnes. Aber, so laß ihn doch reden, Bruder.

Anton. Nun, wie Ihr wollt, aber Ihr werdet mich nicht zwingen wollen, sein Geschwätz mit anzuhören. (ab.)

Simon. Ich spreche viel lieber, wenn Bruder Anton nicht dabei ist. Er zuckt über alles die Schulter, wenn's nicht nach seinem Sinn ist, und er hat doch nur einen sehr engen Sinn, so wie die meisten Menschen, sie wissen oft nicht, warum sie etwas tadeln, es scheint ihnen bloß verwerflich, weil sie noch nicht darauf gekommen sind.

Anne. Ja wohl.

Simon. Und doch sollte das grade der Grund sein, eine solche Sache ihrer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen: denn wenn wir

nichts Neues zu lernen wollen, so verschimmeln am Ende auch die alten Kenntnisse in uns.

Agnes. Bruder Simon spricht heute mit ungemeiner Weisheit.

Simon. Ihr versteht mich nur so selten, das scheint Dir nur deswegen klug, weil Du auch schon etwas Ähnliches gedacht hast.

Agnes. Was ist denn aber am Ende der menschliche Verstand?

Simon. Ja, das können wir mit unserm eigenen Verstande nicht leicht begreifen: aber er hat gewiß, wie eine Zwiebel, eine Menge von Häuten, jede dieser Häute wird auch Verstand genannt, und der letzte inwendige Kern, ist der eigentliche beste Verstand. Recht verständig sind nun also die Menschen, die ihren zwiebelartigen Verstand durch lange Uebung so abgerichtet haben, daß sie jede Idee, nicht nur mit den äußern Häuten,

sondern auch mit dem innern Kern denken. Bei den meisten Leuten aber, wenn sie auch die Hand vor dem Kopf halten, ist nur die oberste Haut in einiger Bewegung, und sie einmal wissen es gar nicht, daß sie noch mehrere Arten von Verstand haben, und so ist Bruder Anton.

A g n e s. Hahaha! das ist lustig: Zwiebel und Verstand, das ist eine gute Idee, — und wie denkt denn Bruder Leopold?

S i m o n. Gar nicht, er denkt nur mit der Zunge, wie andre Menschen essen um zu leben, so spricht er unaufhörlich, damit er nur etwas zu denken hat, und was er gesprochen hat, hat er auch in demselben Augenblicke wieder vergessen, indem er es von der Zunge geschüttelt hat: seine Gedanken sind wie der Spargel, der abgeschnitten wird, so wie man nur die grüne Spitze aus der Erde bemerkt, er schießt nach bis im Sommer,

mer, dann läßt man ihn Saamen treiben, um die Zeit wird Bruder Leopold nicht viel mehr sprechen und denken, und die Leute werden von ihm sagen: das ist ein vortreflicher Hausvater!

Agnes. Aber wie denkst Du denn?

Simon. Ich? — das ist eben die Schwierigkeit und meine Unruhe, — seht, es ist schwer zu denken, auf welche Art man denkt: denn, versteht, das, was gedacht wird, soll denken ein Casus der einen sonst ganz vernünftigen Menschen wohl toll machen könnte.

Agnes. Wie so?

Simon. Siehst Du, jetzt verstehst Du mich gar nicht, weil Du auf die Gedanken noch gar nicht gekommen bist. — Siehst Du, ich denke und mit dem Zeuge, womit ich denke, soll ich denken wie dieses Zeug selbst beschaffen sei. Es ist pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch sich selbst gedacht werden. E

Agnes. Es ist wahr, darüber könnte man wirklich toll werden.

Simon. Nun seht Ihr, und doch fragt Ihr immer noch, warum ich melancholisch bin?

Ein Arzt tritt ein.

Arzt. Verzeiht, meine Fräulein, ich ritt eben vorbei, — wie geht es Euch, Ritter?

Simon. Gut, in so weit, ich habe Eure Sachen gebraucht, es hilft für den Magen, aber nicht für den Verstand.

Arzt. Wie kommt Ihr darauf, daß die Medicin für den Verstand seyn könnte?

Simon. Aber je besser mein Magen wird, je schwächer wird mein Verstand.

Arzt. Das ist nicht anders.

Simon. So werd' ich ja aber auf der einen Seite nur krank, wenn auf der andern die Gesundheit anschießt.

Arzt. Freilich wohl.

Simon. So ist man am Ende in der schönsten Blüthe der Gesundheit, wenn man schon in den letzten Zügen liegt.

Arzt. Das kann wohl seyn.

Simon. (zu den Schwestern.) Nun, seht Ihr, und man soll nicht melancholisch werden.

Arzt. Der Magen ist nichts als ein Gegenbild zum Kopfe, ja ich mögte sagen, ein Vater des Kopfs. Wenn der Magen tüchtig denkt, und sich an den Speisen übt, und immer neue fordert, und dieses wiederholten Studiums nicht überdrüssig werden kann, so steht der Kopf unter der Vormundschaft, und ist gleichsam nur ein Bedienter seines Herrn Vaters: wird er mündig gesprochen und die Herrschaft fällt ihm zu, so fällt er gierig über die Nahrung her, die ihm gefällt, er denkt unermüdet und sucht im

mer nach neuen Ideen, indeß sein armer alter Vater, unter ihm zusammenschrumpft, und es am Ende sehr übel nimmt, wenn man ihm nur irgend eine Speise zumuthet.

Agnes. (lacht überlaut.) Noch nie habe ich eine so lustige Philosophie gehört — der Magen ein Vater — der Verstand eine Zwiebel.

Arzt. (fühlt Simons Puls.) Ihr habt nicht gut geschlafen.

Simon. Ach nein, — es liegt mir beständig etwas im Kopfe. —

Arzt. Was denn?

Simon. Seht, der Mensch kann alle Anlagen entwickeln, die in ihm liegen, alle seine dunkeln Empfindungen aufklären, — ob man es denn gar nicht bis zum Prophezeien sollte bringen können.

Arzt. Ja, lieber Ritter. —

Simon. Es hat aber doch schon Pro:

pheten gegeben, und vielleicht hat man ihrer noch jetzt, und vielleicht kann man einer werden, wenn man nur auf den wahren Weg geräth.

Arzt. Das ist nur Schimäre.

Simon. Und dann ängstigt 's mich so oft, warum eine Sache grade so und nicht anders ist.

Arzt. Wie meint Ihr?

Simon. Seht, diese Thür geht nach außen hinaus, wenn man sie aufmacht, warum könnte sie nicht eben so gut in's Zimmer hereingehn?

Arzt. Da habt Ihr Recht; — aber auf irgend eine Art muß sie doch beschaffen seyn.

Simon. Wer läugnet das? — Und manchmal ist mir, als müßt ich durchaus auf meine Pulsschläge Acht geben, und als würde bei dem einen plötzlich eine schmerzhafteste Krankheit ausbrechen.

Arzt. Ihr müßt die Pulver nehmen.

Simon. Manchmal muß ich einen halben Tag hintereinander immer fünfzehn zählen.

Arzt. Und den Trank, —

Simon. Manchmal, als wäret Ihr mit allen Euren Arzeneien nur ein Narr.

Arzt. (setzt sich.) Ja, da muß ich Euch nur noch Pissen verschreiben. (schreibt ein Recept.) Und nun lebt wohl, ich besuche Euch bald wieder. — (ab.)

Simon. Es ist nichts mit ihm anzufangen. — (geht ab.)

Agnes. Das sind seltsame Menschen. — Gehst Du mit in den Garten, liebe Schwester?

Anne. Ich folge Dir. (Agnes ab.) — Ach, wie ist jede Narrheit immer nur ein Bild meiner eigenen Thorheit. — Alle meine Gedanken wenden sich zu Dir, o Reinhold, und Du hast mich vielleicht schon vergessen.

— Ist die Liebe nichts weiter, als ein vorüberfliegender Schein? der leichte Traum einer Sommernacht? Und sollte ihr wirklich einst ein dürres, herbstliches Leben folgen können? — Ach Gott! wie elend ist dann unsre Beschaffenheit! — O Reinhold, bist Du vielleicht schon gestorben? — (Sie trocknet sich die Augen und geht ab.)

(Feld.)

Ritter, Knechte, Heymon, Conrad,
Martin an ihrer Spitze, Fahnen, Kriegsmusik, — Claus.

Heymon. Er hat gesiegt?

Martin. Ja. — Aber Ihr sagtet ja, der Mann habe einen blauen Bart.

Claus. Nun, Ihr meint doch nicht, daß er ihn durch's Visier wird hängen lassen.

Martin. Euer Narr spricht immer mit, wenn die verständigen Leute reden.

Conrad. Das hat er sich so angewöhnt, weil wir uns mit ihm manchmal eingelassen haben.

Claus. Aber meine gnädigen Herren, warum habt Ihr denn den Peter Blaubart nicht angegriffen, als er sich noch mit seinem Feinde in den Haaren lag, der Vortheil war ja dann offenbar auf Eurer Seite?

Conrad. Halt! das ist wahr! — Daran hat keiner von uns gedacht! Hätten wir doch nur unsern Rathgeber bei uns gehabt!

Heymon. Wirklich, wir hätten ihn angreifen sollen, dann würde er doch wahrscheinlich von zwey Feinden untergebracht worden sein, jetzt hat er nun jenen besiegt, und es kann uns eben so ergehn. — Warum sagtest Du das aber auch nicht früher?

Claus. Eure Feldmusik und Eure tapfern kriegerischen Reden ließen mich ja gar nicht zu Worte kommen. Wahrhaftig, ich wollte gewiß für Euch einen ganz guten Rathgeber abgeben.

Conrad. Du? — Bleib Du nur bei Deinem Handwerk.

Claus. Das gebe Gott nicht, daß Nartheit ein Handwerk sei. —

Conrad. Was denn?

Claus. Eine Kunst!

Heymon. Fort! wir zögern zu lange.

(Sie ziehn über die Bühne.)

Peter Berner mit Knappen und Knechten.

Peter. Gelt? das war ein gutes Stück Arbeit?

Knecht. So ziemlich, gnädiger Herr, aber es wäre Euch fast übel bekommen.

Peter. Ja, der Ritter, dem Du den Rest gabest, setzte mir nicht übel zu.

Knecht. Es war Schade um das junge Blut, er hatte ganz goldgelbe Haare.

Peter. Was Schade? — Wär's um mich weniger Schade gewesen, meinst Du das?

Knecht. Ha ha ha! Herr Ritter, das kann wohl nur Euer Spaß seyn.

Peter. Jetzt kommt, nun wollen wir es uns auch wohl seyn lassen, die Ruhe schmeckt nach solchem unruhigen Tage. — Aber seht, was ist das für eine Erscheinung dort? — Geh doch einer hin und frage, ob jene Menschen uns etwas anhaben wollen. (Knecht ab.) Es wäre mir gar recht, denn ich fühle mich noch nicht matt. Seid ihr müde?

Knechte. Nein, gnädiger Herr. (Knecht wieder zurück.)

Peter. Nun?

Knecht. Es sind die Gebrüder von Walenrod, sie verlangen mit Euch handgemein zu werden.

Peter. So? desto besser, so sind es ja meine alten Feinde. — Laßt uns sogleich anrücken. — Wie stark ist ihre Mannschaft?

Knecht. Stärker als die unsrige.

Peter. Wären die uns vorher über den Hals gekommen, so hätte sich ein sauberes Ungewitter über uns zusammengezogen. — Nun, laßt die Hörner schmettern, und ihnen rasch entgegen! (Feldgeschrei, Getümmel, Kriegsmusik hinter der Scene.)

Claus kommt schnell herbei gehinkt.

Ob ich hier wohl sicher bin? — Ach! wo ist man im Kriege wohl sicher? Auf wie vielen weiten und meilenbreiten Feldern thront jetzt die Sicherheit, und ich Unglück:

seeliger muß mich nun durch ein böses Schick-
 sal grade hier an diesem Orte der Unsicher-
 heit befinden! — Hu! was das für eine Art
 ist, mit einander umzugehen! — Ist das
 nicht lächerlich, daß die Menschen im ge-
 wöhnlichen Leben so viele Umstände mitein-
 der machen, und wenn sie nun einmal die
 rauhe Seite herauskehren, daß sie sich mit
 denselben Händen todtschlagen, mit denen sie
 sonst so viele Höflichkeitsgebährden veranstal-
 ten. — Ach! das gewinnt für meine Herr-
 schaften ein schlimmes Ansehn; so gehts,
 wenn man sich nicht von einem Narren will
 rathen lassen: sobald der Verstand bei
 der Thorheit bettelt, erfolgt gewöhnlich
 ein gutes Allmosen, denn die Thorheit giebt
 ohne die Münzsorten zu besehn; wer aber
 bei gescheiten Leuten Hülfe besucht, bekömmt
 immer nur Scheidemünze. — Ach! wie
 sind hier die Sentenzen am rechten Orte, so

lange der Mensch nur noch eine Pfeffernuß zu beißen hat, wird er keine Sentenzen sprechen, wenn man aber so, wie ich jetzt, an Leib und Seele bankerout ist, so ist das das einzige Labfal. — Ich will mich hinter diesem Strauch verbergen, aber meine Narrheit scheint ganz gewiß durch, wie ein Edelstein; wenn nicht das lahme Bein wäre, würd ich fortlaufen. — O Himmel, sie kommen schon zurück! — (ab.)

Peter Berner, mit Knechten und Trompeten. Heymon, Conrad, Martin, als Gefangene.

Peter. Seht, wie schnell wir mit Euch fertig geworden sind; aber jetzt ist mein Arm lahm, nuu dürste kein Dritter kommen. — Ihr habt Euch nicht besonders gehalten, das muß ich Euch sagen.

Heymon. Jeder thut, was er kann.

Conrad. Und das haben wir, hoff' ich, auch gethan.

Martin. Was unmöglich ist, bleibt unmöglich.

Peter. Jetzt will ich überlegen, was ich mit Euch anzufangen habe. (Er geht im Hintergrunde auf und ab.)

Martin. Jetzt hab ich ihm doch nun endlich ins Gesicht gesehn, ich hab Euch immer nicht glauben wollen, — aber Ihr habt doch Recht, er hat einen ganz blauen Bart.

Conrad. Nun seht Ihr wohl, ich hab's Euch ja vorhergesagt.

Martin. Es giebt ihm ein recht grausames, widerliches Ansehn, und dabei sieht er doch etwas lächerlich aus.

Conrad. Hat sich was zu lachen, wir sind jetzt in seiner Gewalt, und es kostet ihn nichts, uns das Leben zu nehmen.

Heymon. Das wird er gewiß nicht.

Martin. Ich traue seinem verwünschten blaubärtigen Gesichte nicht.

Conrad. Nun hatte der weise Mann, unser Rathgeber ja doch Recht, wenn er uns rieth, den ganzen Feldzug zu unterlassen; aber wer nicht hören will, muß fühlen, und das thun wir jetzt. Wir thun weit mehr, wir haben nicht nur den Krieg verloren, wir sind noch dazu gefangen. — Wenn wir nur unsern Rathgeber hier hätten!

Heymon. Das wünschte ich auch, denn ohne ihn wissen wir doch nicht recht, was wir anfangen sollen.

Peter. Nun, was meint Ihr, daß ich thun werde?

Heymon. Uns gegen Ranzion frei lassen.

Martin. Uns auf unser Versprechen nach Hause ziehn lassen.

Conrad. Wartet einmal! — Ihr wer-

det uns vielleicht irgend einen Schimpf an-
thun, um Euch zu rächen.

Peter. Zum Beispiel euch hängen lassen.

Conrad. Ich muß gestehn, das wäre
mir nicht lieb.

Peter. Desto besser. — Aber Ihr möch-
tet lieber begnadigt sein? — Wagt nur ei-
ne recht tüchtige Bitte daran, und ich lasse
mich vielleicht erweichen, denn ich bin nicht
so ganz unbarmherzig. — Ist kein rechter
Redner unter Euch!

Conrad. Ich bin immer noch der, der
so am meisten spricht.

Peter. Nach welchem Muster habt Ihr
gebildet? denn darauf kommt viel an.

Conrad. Ja, ich spreche so, was mir
ohngesäht in den Kopf kömmt.

Peter. Das ist nicht recht, ich hätte
mich lieber nach Regeln rühren lassen.

Conrad. Also laßt Euch erbitten: seht,
wir

wir sind zwar in Eurer Gewalt, aber es ist gegen unsern Willen geschehn, man kann nicht wissen, wie sich das Blatt einmal wendet, und Ihr kennt ja wohl das Sprüchwort: Eine Hand wäscht die andere!

Peter. Ist das Eure ganze Redekunst?

Conrad. Ihr könnt auch einmal übel wegkommen, denn es steht keinem an der Stirn geschrieben, wes Todes er sterben soll.

Peter. Ihr rührt mich immer noch nicht.
— Kniet nieder. (Sie knien.)

Heymon. Habt Mitleid mit uns.

Peter. Steht auf: ich lache leichter als ich weine, bringt mich zum Lachen, und ich schenke Euch unter dieser Bedingung das Leben.

Conrad. Ich wollte, wir hätten unsern Narren hier, es schickt sich wenig für uns —

Peter. Bin ich für Euren Wiß zu schlecht?

Conrad. Nein, das nicht, aber ich habe mich nie auf dergleichen Künste gelegt.

Peter. Vielleicht hilft Euch das Naturell durch.

Conrad. Herr Ritter, mein Naturell ist ein gutes Naturell, und es wäre manchen Leuten zu wünschen, daß sie nur solch Naturell aufzuweisen hätten.

Peter. Wie meint Ihr das?

Conrad. Je nun, ich meine, daß ich sonst wohl schon von Rothbärten, aber wahrhaftig noch von keinem Blaubart gehört habe.

Peter. Haha! wollt Ihr da hinaus? — Fort mit Euch! Der Tod ist Euch gewiß, ob ich gleich über Eure dumme Unge schliffenheit von Herzen lachen möchte.

Heymon. Aber hört doch nur —

Peter. Sprecht kein Wort weiter, oder ich spalte Euch mit meiner eigenen Hand den Kopf. Nichtswürdiges Gesindel! — Führt

sie fort, sag' ich, bindet sie, und nachher, wenn ich's Euch befehle, schlägt ihnen die Köpfe herunter. — Ihr seid ein schöner Redner, das muß ich gestehn. — (Heymon, Conrad, und Martin werden von den Knechten abgeführt.)

Ein Knecht, der Claus herbeibringt. — Gnädiger Herr, hier ist noch einer von den Feinden, der sich hinter jenen Busch versteckt hatte.

Peter. Komm her, ich bin grade in der rechten Stimmung, Dir Dein Todesurtheil zu sprechen.

Claus. Und Herr, ich muß Euch sagen, daß ich darnach nichts frage.

Peter. Wer bist Du?

Claus. Ein Narr.

Peter. So mußt Du den andern Gesellschaft leisten.

Claus. Mir gleich.

Peter. Wie? Du hast das Leben nicht lieb?

Claus. So wenig, als einen sauren Apfel.

Peter. Das wäre fast zu vernünftig für einen Narren.

Claus. Ei, wenn es Thorheit ist, das Leben lieb zu haben, so wäre am Ende der Zweck eines jeden Philosophen, sich aufzuhängen.

Peter. O ich habe nicht Lust, mich mit Dir in einen Streit einzulassen. Aber wenn Du Gründe hast, so sage sie mir doch, warum Du Dein Leben nicht achtest.

Claus. Herr, Gründe so groß und gewichtig wie die Felsen, und doch sind die Felsen selbst nur kleine Kiesel, wenn man dabei an die ganze Erde denkt. Doch, das nur im Vorbeigehen gesagt. Aber seht mich nur an, und sagt mir dann selbst eine ver-

nünftige Ursache, aus der ich das Leben wohl lieb haben könnte. Bin ich nicht so gezeichnet, daß jeder Mensch von mir sagen wird: wenn der Kerl nicht zum Narren, oder zum Taugenichts zu gebrauchen ist, so ist er völlig unnütz; und bedenkt nur selbst, gnädiger Herr, unter einem solchen Titel durch das Leben zu hinken, zeitlebens auf nichts anders Ansprüche machen zu dürfen. Denn Reichthümer besitze ich nicht, und wenn ich sie auch hätte, was sollte ich wohl damit anfangen? Mich wird kein Mädchen lieben, gegen meine verküppelte Gestalt wird Niemand Wohlwollen und Freundschaft empfinden, ich darf auf keine Ehre, auf keine Freude des Lebens hoffen. Was ist also das Leben für mich? Nichts als der große Fettschweif des Indianischen Schaafs, es ist mir nur zur Last; ich bin nicht fröhlicher, als wenn ich vergesse, wer ich bin, ich diene

dazu, andere zum Lachen zu bringen, und zwingen mich selbst zum Lachen, ich bin eine Medicin für verdorbene Mägen, ein Verdauungsmittel, die Hunde sehn mich von der Seite an, und ich habe es noch nie dahin gebracht, daß mich einer geliebt hätte. Aus welcher Ursache meint Ihr nun wohl, sollte ich das Leben lieben? — Und was ist denn das Leben selbst? Eine beständige Furcht vor dem Tode, wenn man an ihn denkt, und ein leerer, nüchterner, genußloser Rausch, wenn man ihn vergißt, denn man verschwendet dann einen Tag nach dem andern, und vergißt darüber, daß die Gegenwart so klein ist, und daß jeder Augenblick vom nächstfolgenden verschlungen wird. — Jeder Mensch wünscht alt zu werden, und wünscht dadurch nichts anders, als mit tausend Gebrechen, mit tausend Schmerzen in Bekanntschaft zu treten. Da schleichen sie denn ohne

Bähne und ohne Wünsche mit leerem zitternden Kopfe, mit Händen, die ihnen schon längst die Dienste aufgekündigt haben, und nur noch als abgeschmackte Zierrathen von den Schultern herunter hängen, ihrem Grabe zu, dem sie doch nicht entlaufen können. — Und wie müßt ich vollends seyn, wenn ich alt würde? Wer würde sich die Mühe nehmen mich zu bedienen, mich zu trösten? — Nein, gnädiger Herr, laßt mich immer frisch hängen, das wird wohl der beste Rath seyn.

Peter. Kerl, Du gefällst mir. — Willst Du mein Narr werden?

Claus. Ich bin des Dienstes überdrüssig.

Peter. Aber ich will Dich zu meinem Narren haben, sag' ich. Du sollst mir zuweilen Reden halten, Du sollst mir in den müßigen Stunden etwas vorschwätzen! Du sollst mein Beichtvater werden. Ich will für

Dich sorgen, und das Leben will ich Dir schenken, aber Du mußt mir dienen.

Claus. Nun, wenn es dann so seyn muß. Aber Herr Ritter, denn habe ich noch eine Bitte.

Peter. Nun?

Claus. Da haben wir einen herrlichen Mann zu Hause sitzen, der jetzt ohne Eure Hülfe nothwendig verhungern muß. Er giebt andern Leuten vortreflichen Rath, und wie es solchen Leuten meistentheils geht, sie wissen sich selber nicht zu rathen: ohne ihn bin ich nichts, und wenn ich in meiner Kunst etwas geworden bin, so habe ich es nur seiner vortreflichen Gesellschaft zu danken.

Peter. Wer ist denn der?

Claus. Wir nennen ihn nur kurzweg den Rathgeber, und Rath zu geben ist auch sein eigentliches Handwerk, und ich muß gestehn, daß er es darin zu einer großen Fer-

tigkeit gebracht hat. Jeder von uns beiden, einzeln genommen, ist nur ein schwacher Rohr, ein faules Holz, das nur glänzt, wenn kein andrer Schimmer in der Nähe ist; aber wenn unser Verstand zusammengethan wird, so entsteht daraus eine Komposition, eine Art von Prinzmetall, das außerordentlich dauerhaft ist.

Peter. Nun, so bringe ihn mir. Du magst ihn selber abholen, ich traue Dir. — Weißt Du mein Schloß?

Elaus. O ja, gnädiger Herr.

Peter. Ich mag mit andern Menschen nicht gern umgehn, aber solche Eures Gelichters sind mir lieb, bei Euch weiß man, woran man ist, Ihr gebt Euch für nichts aus, Ihr heuchelt keinen Werth, keine Würde die ich so oft die Würde der Menschen nennen höre; ich kenne nichts so jämmerliches. — Wir bleiben zusammen, und wenn mir

Dein Rathgeber gefällt, so soll er's gut bei mir haben.

Ein Knecht. Gnädiger Herr, so eben ist die Nachricht eingelaufen, daß Eure Gemahlinn gestorben sei.

Peter. Desto besser! — Ich vermuthete es wohl. — Liegt Friedheim weit von hier?

Knecht. Nur eine Tagereise.

Peter. Es sollen zwei schöne Fräulein dort seyn, ich will hin mit einer kleiner Begleitung; ihr übrigen müßt zu meinen Schloßfern zurückkehren. — Jetzt will ich jene Narren sterben sehn. — (er geht ab, die Knechte ziehen auch fort.)

Claus. (allein.) Kann man mit einer so geringen Vorstellung selbst so listige Fische hintergehn? — Aber wenn ich es recht ernsthaft überlege, ist mein Leben auch nicht viel werth. Doch, wer wird irgend etwas in der

Welt recht ernsthaft überlegen. Die ernsthaften Gesichter sind nur in die Mode gekommen weil sie bequemer sind, als die freundlichen. — Für diesmal also hätte ich mein Leben noch davon getragen. Aber meine arme Herren! Ich bin ergrimmt über den kalten bludürstigen Menschen! Ich könnte weinen. — Und warum soll ich nicht weinen? — Es ist eben so thöricht, als zu lachen, es liegt also nicht außer meinem Berufe. — (er setzt sich auf die Erde.) Sie sind gewiß schon todt, — hier will ich um sie trauern, denn kein anderes Auge geht doch ihrentwegen über. — (Er verhüllt das Gesicht. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Burg Marlof.)

Ritter Hans von Marlof, Brigitte,
seine Tochter.

Brigitte: Aber Ihr kehrt doch bald
zurück, lieber Vater?

Hans. Sobald es das Ceremoniel, der
Wohlstand, die Ehre erlaubt, Kind. Es
ist keine Kleinigkeit, meine Tochter; Agnes
ist meine Pathe, und Peter Berner ein an-
gesehener Rittersmann wirbt um sie, und
das muß ich jetzt, verstehst Du mich, vol-

lends zu Stande bringen. Der Ritter hat sich noch nicht völlig erklärt, aber mir ein Sendschreiben zugesandt, worinnen er um mein Fürwort bei dem Fräulein und den Gebrüdern höflichst ansucht.

Brigitte. Mir ist bange, daß Ihr mich so allein laßt.

Hans. Dir sollte nicht bange seyn, meine Tochter, denn mein Segen bleibt bei Dir zurück. — Bleib nur fein fleißig in Deinen Zimmern, ich habe auch dem alten Caspar schon Aufträge darüber gegeben, er ist ein alter und ein überaus verständiger Mann. Geh also nicht aus, mein Kind, denn man kann manchmal nicht wissen, wie Unglück entsteht, es ist oft früher da, als wir es gewahr werden, und indem wir es gewahr werden, ist es gewöhnlich unmöglich es zu vermeiden. Siehe, so lauten meine Grundsätze darüber!

Brigitte. Aber in den Burggarten darf ich doch kommen?

Hans. Das wird Dir immer unverwehrt bleiben, meine Tochter, denn dort bist Du völlig gesichert, dort kann Dir Niemand etwas anhaben. Ich bin sonst schon alt und schwach, aber ich habe denn doch die Vorsicht eines Vaters, und eine solche Vorsicht sieht weit, wenn ich aber abwesend bin, mußt Du selbst hübsch vorsichtig seyn.

Brigitte. Ich will es gewiß.

Hans. Der Leopold von Friedheim, er hat Dir schon einigemal nachgestellt, hüte Dich besonders vor ihm.

Brigitte. Warum? Ich sollte meinen, daß ich mich vor dem nicht zu hüten brauchte.

Hans. Du liebe Einfalt! gerade am meisten Kind. Ja, was sag' ich, am meisten? Am allermeisten! — Du liebst ihn doch nicht? Du hast ihm doch nicht Dein

Hertz gegeben? — Denn Du weißt, daß diese Heirath gegen meinen Willen wäre.

Brigitte. Ach, lieber Vater, wie sollt' ich jemand anders lieben, als Euch?

Hans. Ich will Dir glauben, denn Du hast mich noch nie betrogen. — Nun, so lebe denn wohl, meine Tochter, ich weiß nichts mehr, was ich Dir noch sagen könnte. — Bleibe immer gehorsam, folgsam gegen Deinen Vater, und es wird Dir immer wohl auf Erden gehn.

Brigitte. Lebt wohl. — (Sie umarmen sich.)

Hans. Caspar!

Caspar tritt auf.

Hans. Caspar, ist mein Pferd nunmehr bereit? Ist alles im gehörigen Zustande?

Caspar. Ja, Herr.

Hans. Und sind alle die nöthigen Sachen eingepackt? Und daß nichts versehrt wird, wenn es etwa regnen sollte? Die

goldnen Strumpfbänder, die feilenen Bänder?
der? Die Gedichte?

Caspar. Hab' alles selbst besorgt, Herr.

Hans. Nun, dann ist es gut. — Du
hast die Schlüssel zu der ganzen Burg, Cas-
par.

Caspar. Ja, Herr.

Hans. Und Du hast versprochen, auf
meine Tochter ein wachsames Auge zu haben.

Caspar. Das hab' ich, Herr.

Hans. Nun, so kann ich denn in Got-
tes Namen abreisen. — Das Abreisen wird
mir doch sauer, Caspar.

Caspar. Ihr seid lange nicht aus Eurem
Schlosse gekommen, Herr.

Hans. Sollt's das wohl seyn, Caspar?
Mir ist so trübe vor den Augen.

Caspar. Ihr seid gleichsam hier ganz
eingeroftet, Herr.

Hans. Und Du glaubst an keine bösen
Thundungen, Caspar? Caspar.

Caspar.. Man kann eben nicht wissen, wie es damit ist, und darum glaub' ich halt nicht daran, Herr. Seht, das ist so mein Grundsatz darüber.

Hans. Hast recht, Caspar, wenn man es sich genau überlegt, — Nun, so lebt wohl. — Ade, meine Tochter, denk' fleissig an meine Lehren. — Komm, Caspar, hilf mir zu Pferde. (sie gehen beide ab.)

Brigitte. (allein.) Vor Leopold soll ich mich hüten? — Nun, denn muß man sich gewiß vor allen Menschen hüten, denn er ist doch so gut und so unschuldig. Aber das Alter sieht alles mit andern Augen an, und die Jugend weiß darüber nicht, was sie denken soll.

Caspar kommt zurück.

Caspar. Nun, Fräulein, der alte Herr ist fort, ich soll auf Euch ein wachsames Auge haben.

Brigitte. So hat der Vater gesagt.

Caspar. Es ist ein leichter Auftrag und ein schwerer, je nachdem Ihr es anfangen wollt.

Brigitte. Sei unbesorgt, Caspar.

Ein Knecht.

Knecht. Ein fremder Mann ist vor dem Thore.

Caspar. Wer ist er? was will er?

Knecht. Ein Wandersmann, und da er müde und hungrig ist, und sich weit und breit kein Schloß und Kloster findet, so bittet er, daß er sich hier erquicken dürfe.

Caspar. Ich will ihn sehn. — Fräulein, wollt Ihr nicht auf Euer Zimmer gehn? —
(ab mit dem Knecht.)

Brigitte. Ich bliebe gern, um den Fremden zu sehn, es kommen gar wenig Fremde in die alten Mäuern dieses Schlosses, —

aber, ich glaube, es ziemt sich nicht, und da ist es denn doch besser, daß ich gehe. (ab.)

Leopold von Friedheim, als Minnesänger. Caspar.

Caspar. Wer seid Ihr, Eures Standes nach?

Leopold. Ein armer Sänger, der den Leuten durch Lied und Spiel das Herz erfreut, der die Traurigen erheitert, und die Fröhlichkeit der Glücklichen zu einer sanften Schmerzmuth herabstimmt, damit sie auf die wahre Art glücklich sind. Ein armer Mann, ich habe mich auf meinem Wege verirrt, und da such' ich Schutz und Hülfe bei Euch.

Caspar. Das muß seyn, denn sonst liegt das Schloß hier so abseits, daß nur selten jemand einkehrt. — Nun kommt, ich will

Euch eine Lagerstätte weisen, und dann
Speise und Trank geben. (ab.)

(Garten des Schlosses Friedheim.)

Peter Berner. Agnes.

Agnes. Ihr seid sehr dringend, Herr
Ritter.

Peter. Wie soll ich es anders anfangen
Eure Liebe zu gewinnen?

Agnes. Liebt Ihr mich denn, wie Ihr
sagt?

Peter. Von Herzen, mein Fräulein.

Agnes. Was nennt Ihr aber Liebe?

Peter. Wenn Ihr es nicht empfindet,
so läßt sich's unmöglich beschreiben.

Agnes. Das hör' ich von allen, die sich
für verliebt ausgeben.

Peter. Weil es die Wahrheit ist. —
Oder zweifelt Ihr an meiner Aufrichtigkeit?

Agnes. Das nun eben nicht, — allein —

Anton tritt zu ihnen.

Peter. Ich mache schlechtes Glück mit
meiner Bewerbung, Herr Ritter.

Anton. Wie das?

Peter. Eure edle Schwester glaubt mei-
nen Worten nicht.

Agnes. Wie Ihr es auch ausdeutet.

Peter. Seht, ich bin kein Redner, ein
rechtlicher, schlichter Mann, unter Waffen
und Getümmel aufgewachsen, darum stehn
mir schöne und süße Reden nicht zu Gebot;
ich kann nur sagen: ich liebe! und wenn
ich das gesage habe, ist meine ganze Re-
dekunst zu Ende. Aber man sollte auf die
Worte solcher Leute, die nicht viel zu spre-
chen verstehen, mehr achten, als auf dieje-

nigen, die täglich mit schöngewandten Phrasen handeln und betrügen. Wenn ich mich nicht schön auszudrücken weiß, so bin ich doch wenigstens in der Kunst der Lügen unerfahren, und das ist nach meiner Meinung schon immer einiges Verdienst. Darum müßt Ihr mir auf mein Wort glauben, wenn ich Euch sage, daß ich Euch recht von Herzen liebe.

Agnes. Und wenn ich Euch glaube?

Peter. Seltsame Frage! dann müßt Ihr mich von Herzen wieder lieben. — Oder ist Euch meine Gestalt zuwider? Es ist wahr, ich kann etwas seltsames an mir haben, das den Leuten auffällt, ehe sie mich näher kennen, aber das sollte doch nicht die Ursache seyn, einen Mann zu verstoßen, der es sonst redlich meint. Ihr werdet zugeben, daß das mehr werth ist, als ein schöner Körper. Seht, wenn ich gleich, wie die Leute von mir sagen, einen blauen Bart habe, so ist

es doch immer besser, als wenn ich ganz ohne
Bart auf die Freherei ginge.

Anton. Nun, Schwester!

Peter. Ihr glaubt vielleicht, ich muß
deswegen auch innerlich schlecht seyn, weißt
wie gesagt; mein Bart nicht von der besten
Farbe ist. Die Damen wissen die Farbe ih-
rer Haare zu verbessern, und Euch zu Ge-
fallen, will ich mich auch auf diese Künste
legen. — Zeigt mir den Mann, der mehr
für Euch zu thun gesonnen wäre?

Agnes. Ihr legt mein Zögern unrecht
aus.

Peter. Ihr könnt nur Ja oder Nein sa-
gen, das übrige, was dazwischen liegt, ist
nur alles eine Vorbereitung dazu. — Ich ha-
be schon mehr Weiber gehabt, und ich sollte
es freilich schon gewohnt seyn, daß sie ihre
Meinung vor der Hochzeit immer nur durch
einen Umweg zu erkennen gaben, nachher ist

ihre Art zu sprechen desto kürzer und verständlicher. — Nun, mein Fräulein?

Agnes. Ihr müßt mir doch Zeit lassen, — auch vor der Einsamkeit auf Eurem Schlosse fürcht' ich mich so.

Peter. Dem läßt sich bald abhelfen; wenn ich Euch nicht genug bin, so wollen wir Gesellschaft bitten, Menschen von aller Art, Ihr werdet ihrer bald überdrüssig werden. — Aber Euch soll die Zeit nicht lang währen; wenn Ihr Neuigkeiten, oder seltsame Kostbarkeiten liebt, so findet Ihr auf meinem Schlosse mancherlei, das wohl der Betrachtung würdig ist, und mit dem Ihr nicht so bald zu Ende kommt. Auf meinen Reisen in vielen Fehden habe ich mancherlei erbeutet, das mich selbst in manchen Stunden noch ergötzt.

Agnes. Dürfte ich meine Schwester Anne wohl mit mir nehmen?

Peter. Wenn sie Euch folgen will, mit vielen Freuden.

Anton. Ihr seid also so gut als richtig?

Peter. Es sieht fast so aus. — Nun habt Ihr mir das Herz leicht gemacht, man muß nur nicht verzagen, so siegt man am Ende immer noch. (Sie gehn ab.)

Simon. Anne.

Anne. Du bist heut ungemein mißvergnügt, Bruder.

Simon. Was soll man anders seyn? — Ich finde keine Ruhe in mir selber, alles ist mir zuwider, und wenn es mir manchmal vorkommt, als würde sich jetzt ein Räthsel auflösen, so verfliegt alles im Augenblicke wieder.

Anne. Aber warum heftest Du auch Deinen Geist immer so auf einen Gedanken?

Simon. Frage doch, warum er sich selbst so heftet? Ich kann dabei nichts thun und

lassen. — Ich möchte lachen, denn dieser sogenannte Geist ist ja eben Niemand anders, als ich selbst.

Nane. Es ist mit Dir nicht zu sprechen, — man hat doch Gewalt über sich.

Simon. Das sagt der Arzt auch immer, und bei Euch andern, die Ihr in einer unbegreiflichen Trägheit fortlebt, mag's auch wohl wahr seyn, denn Euch liegt nichts ernsthaft am Herzen, Ihr könnt Euch leicht zwingen, weil Ihr im Grunde gar nichts wollt. Der Geist ist nur ein Diener Eures Körpers, eine fast unnöthige Zugabe zu dem Dinge, das da ißt und trinkt, folglich, wenn Ihr von Euch selbst sprecht, so meint Ihr immer jemand anders, im Grunde Eure Launen, Euren Appetit; diesem thut Ihr alles zu Gefallen, ihm zu Gefallen denkt und sorgt Ihr nicht, ihn aufrecht zu erhalten zerstreut ihr Euch, wie ihr es nennt. Wenn

Ihr also von Eurem Ich spricht, so meint Ihr nur Euren Magen, Ihr könnt nicht ernsthaft an Euch selbst denken, ohne daß ihr sogleich mit einem Geufzer dazwischen rennt, Ach! heute Mittag wird mir gewiß das Essen nicht schmecken! und so Euren Sinn gewaltsam wieder von Euch abwendet.

Anne. Ach Bruder, ich verstehe Dich recht gut, und das schlimmste ist, daß Du Recht hast.

Simon. Wenn hätte ich denn wohl Unrecht? Ihr gebt Euch nur niemals die Mühe, mich zu verstehn. Alle Gedanken, die Euch nicht gefallen, möchtet Ihr gar zu gern für Unsinn ausgeben, damit Ihr nur behaupten könntet, das Leben sei doch etwas werth. Alle Menschen würden melanfolisch seyn, wenn sie sich nur vor ihren Nichtswürdigkeiten die Zeit dazu ließen. — Da kommt der Arzt schon wieder und meint, wenn ich nur seine

Pulver nehmen wollte, würde es schon besser mit mir werden.

Der Arzt zu den Vocigen.

Arzt. Ich freue mich Euch wohl zu sehen, mein Fräulein. — Ihr habt Besuch?

Anne. Ein fremder Ritter, —

Arzt. Und wie geht es Euch?

Simon. Soll ich wieder klagen? soll ich Euch weitläufig meine Empfindungen schildern? Ihr versteht mich nicht, und könnt also auch nicht daran glauben. — Wozu soll ich immer in den Wind reden!

Arzt. Daß jeder Kranke doch immer glaubt, er ist nur der einzige auf der Welt, der solche Art zu empfinden hat!

Simon. Nun, könnt Ihr mir zu dem verhelfen, was ich wünsche? — Könnt Ihr machen, daß ich die Zukunft ergründe, wie ein Exempel, das ich berechne? Wohlan,

denn: will ich das Leben und Eure Kunst für etwas haben.

Arzt. Ihr müßt Euch dergleichen Gedanken aus dem Sinn schlagen.

Simon. Nun, seht Ihr wohl? Dieser Wunsch kommt Euch als etwas ganz abgeschmacktes vor, folglich ist Euch diese Empfindung noch niemals nahe getreten, denn sonst würdet Ihr mir nicht so antworten, folglich versteht Ihr mich nicht, folglich könnt Ihr mich auch nicht heilen.

Arzt. Wenn ich auch das Uebrige zugebe, warum sollte ich Euch nicht heilen können?

Simon. Ach, Ihr seid, — ein Arzt. — Es ist gut, daß Ihr mich selbst durch dergleichen Reden nicht aufbringen könnt, weil es mir immer gar zu gegenwärtig ist, wie Ihr meinen Zustand anseht. — Ich will nächstens eine Reise antreten, vielleicht finde ich Leute, die mich besser verstehen.

Arzt. Wie Ihr wollt.

Peter Berner zu den Vorigen.

Peter. Mein Fräulein, Eure Schwester wünschte Euch zu sprechen, Sie hat eine Bitte an Euch.

Anne. Ich gehe schon. (ab.)

Peter. Und Ihr seid noch immer so finster, Ritter? — Ihr solltet heirathen, die Liebe würde Euch wie eine Sonne aufgehen, und Ihr würdet dann die Welt nicht mehr so finster finden.

Arzt. Er sollte nur Arznei nehmen, so würde er schon besser werden. Könnt' ich ihn nur von der Verachtung gegen meine Wissenschaft heilen, so wäre schon das Meiste geschehn.

Peter. Vielleicht ist eine unglückliche Liebe an Eurem Zustand schuld.

Arzt. Ach nein! er hat gewiß schon seit mehreren Jahren keine Diät gehalten, und da rächt sich denn die Natur nachher.

Peter. Sucht Euch ein schönes Mädchen aus.

Arzt. Es sind nur Unordnungen im Unterleibe.

Peter. Ihr scheint ein verständiger Mann, nehmt Euch meines Freundes an.

Arzt. Er läßt sich nicht rathen.

Peter, Es wird noch mit ihm besser werden, wenn er nur erst heirathet.

Simon. Ihr seid ein schlechter Prophet, Herr Ritter. — Echt, Doktor, alle Leute geben sich mit Prophezeien ab, sie thun nichts lieber als die Zukunft vorhersagen; und doch findet Ihr es bei mir so sonderbar, daß ich auf diesen Wunsch verfallen bin. Sie meinen alle, sie haben Recht, und meine Krankheit besteht bloß in einer zu großen Bescheidenheit, daß ich selbst an meine Prophezeihungen nicht glaube, ich darf nur mehr Vertrauen haben, und ich bin so gesund wie die übrigen Menschen. (er geht ab.)

Arzt. Peter Berner.

Peter. Ein seltsamer Charakter!

Arzt. Er hat sich, möcht' ich sagen, in dem Hang zum Wunderbaren, den jeder Mensch in sich spürt, übergeffen, und dadurch sind in ihm diese Unverdaulichkeiten entstanden.

Peter. Was könnte aber dagegen helfen?

Arzt. Ein tüchtiges Vomitiv, irgend eine gewaltsame Veränderung seiner Lebensart, viel Thätigkeit, Umgang mit vielen vernünftigen Leuten. — Jede Tollheit ist nichts, als ein Rostfleck im Eisen, er muß wieder heruntergeschliffen werden. — Allen unverständigen Leuten fehlt es nur an gutem Willen, um wieder verständig zu werden.

Peter. Gibt es keine Arznei, keine zusammenziehende Mittel, um diesen schlaf gewordenen Willen wieder anzuspannen?

Arzt. Bis jetzt ist noch nichts entdeckt,

die

die Philosophie geht auf Präparate aus, aber es ist ihr unt auch noch wenig gelungen.

Peter. Sagt mir einmal, Eure Kunst ist ein weites Gebiet, — Ihr wißt gewiß manches Geheimniß, — ich wollte Euch in einer Sache um Rath fragen.

Arzt. Ich stehe zu Eurem Befehl.

Peter. Ich weiß nicht, — ich mag ungern davon sprechen, — und es macht mich böse —

Arzt. Herr Ritter!

Peter. Nun, seid nur still, seid ruhig, ich will mich in Acht nehmen, daß ich nicht zornig werde; aber hört mir ruhig zu: — die Leute sagen, ich hätte einen blauen Bart, — ich weiß nicht, ich sehe eben nicht viel in den Spiegel, — betrachtet mich einmal genau, und sagt mir die aufrichtige Wahrheit.

Arzt. Ich könnte eben nicht sagen, —

ich muß Euch gestehn, es kommt viel auf die Beleuchtung an — blau eben nicht, das nun wohl nicht, — aber so gleichsam bläulich, — aber es verstellt Euer Ansehn gar nicht, im Gegentheil, es giebt Euch ein gewisses männliches Wesen.

Peter. Man sagt mir doch, es wäre widerlich.

Arzt. Nicht im mindesten, und gewiß, wenn Ihr im Schatten steht, sieht Euer Bart aus, wie jeder andre Bart, — und wer nicht ein recht scharfes Gesicht hat, findet auch in der Sonne keinen Unterschied.

Peter. Nun, mag's seyn, wie's will: wißt Ihr kein Mittel dagegen?

Arzt. Hier ist die Kunst sehr beschränkt, Herr Ritter, — alle Erfahrung spricht dagegen, —

Peter. Nun so hol' Euch der Henker, — es ärgert mich nur, daß ich so lange davon gesprochen habe. — (geht schnell ab.)

Arzt. Es giebt wunderliche Menschen!
(von der andern Seite ab.)

Simon. Anton.

Anton. Du weißt nie recht, was Du willst.

Simon. Sei geduldig, Bruder, ich kann doch nicht dafür, daß ich so bin.

Anton. Das kann jeder Narr für sich sagen.

Simon. Was würde daraus werden, wenn ich eben so häßig wäre, als Du?

Anton. Wärest Du das, so wärest Du auch nicht ein solcher Träumer.

Simon. Man kann nicht wissen, wie ich in dem Falle gebaut wäre. — Aber wie gesagt, ich traue ihm nicht, ich glaube, daß unsere Schwester mit ihm unglücklich seyn wird.

Anton. Und was hast Du denn für Gründe?

Simon. Sieh nur für's Erste sein Gesicht an! — Fällt Dir wirklich nichts dabei ein? — Kriegst Du kein Mißtrauen gegen ihn? Wendet sich Dir Das Herz nicht um?

Anton. Possen.

Simon. Und denn hat er mehrere Frauen gehabt, und sie sind immer sehr schnell wieder gestorben.

Anton. Aber Agnes kann ihn vielleicht überleben; er ist reich, er hat mehrere Schlösser, viel Gold und Juwelen, sie ist gut bei ihm versorgt.

Simon. Nun, wenn sie selber will, so mag's darum seyn. — Aber ich habe in dieser Nacht einen wunderbaren Traum gehabt. Wenn Du geduldig seyn willst, so will ich ihn Dir erzählen.

Anton. Sprich nur.

Simon. Wie es geschah, weiß ich nicht, aber ich ward im Schlafe sehr bedrängt und geängstigt, darüber griff ich endlich nach meinem Schwerdte, um mir Ruhe zu verschaffen. Ich lief wüthend herum, und traf auf den Ritter Peter, er war mir noch mehr zuwider als sonst, und ohne daß ich mir bewußt war, wie er so weit kam, hatt' ich ihn bei der Schulter ergriffen, und stieß ihn mit großer Herzensangst das Schwerdt durch die Brust. Er fiel auf den Boden und ich war ruhig. — Das Seltsamste ist, daß ich nun seit dem Erwachen unaufhörlich an diesen Traum denke, und ich muß es Dir gestehn, Bruder, so wie ich den Ritter vor mir sehe, wandelt mich eine unbeschreibliche Lust an, ihm mit dem Schwerdte eins zu versetzen, ich kann mich dann kaum halten, ich denke es mir dann als das größte Ver-

gnügen, zu fühlen, wie ihm der Degen im Leibe steckt. — Mir ist schon ein Grausen darüber angekommen. — Ist das nicht sonderbar?

Anton. Toll ist es.

Vorige. Peter Berner mit Hans von Marlof.

Peter. Hier bring ich Euch, edler Ritter, meinen lieben Freiwetber, der für mich sprechen will.

Hans. Ich freue mich, Euch einmal wieder zu sehn; ich bin des Reitens nicht mehr gewohnt und ordentlich ganz müde. — Ihr seid wohl?

Anton. Vollkommen.

Hans. Und meine liebe Pathe? Ihr wißt doch, ich bin bei Eurer Schwester Agnes zu Gevatter gestanden?

Anton. Sie wird sich freuen, Euch zu sehn.

Hans. Ach sie war schon damals ein gar liebes Kind.

Simon. (mit der Hand an den Degen leise zu Anton.) Wie ich Dir vorher sagte, Bruder.

Anton. Ich rathe Dir Gutes! —

Hans. Aber kommt hinein, in den Saal, da wollen wir uns niedersetzen, und da will ich Euch denn meine Rede, wie es sich schickt und gebührt, vorbringen. — (ße gehn ab.)

Anne. Agnes.

Agnes. Du könntest mich fast mit melancholisch machen, liebe Schwester.

Anne. Sein Vater, der eben angekommen ist, wird alles in mir recht erneuern, sein Bild wird wieder ganz lebhaft vor mir stehn. — Ja, liebe Schwester, ich will mit

Dir ziehn, aber wir müssen in der Einsamkeit recht viel von ihm, von Reinhold sprechen.

Agnes. Ja, Schwester.

Anne. Ich freue mich darauf, unser Bruder Anton ist hart und rauh, er versteht sich auf die Empfindungen des Herzens nicht, seine Gegenwart bedrängt mich, und ich wage es nicht recht so zu seyn, wie ich meiner Natur nach bin.

Agnes. Müssen wir aber nicht hineingehn? — Sieh, sie haben alle den Garten verlassen.

Anne. Komm! (Sie gehn Arm in Arm ab.)

(Freies Feld.)

Der Rathgeber. Claus.

Claus. Hier wollen wir eine Weile ruhn. Wir kommen noch immer früh genug. — Setzt

Euch, hier ist Schatten. — Das Botengehn will mir und meiner Krücke gleich wenig bekommen. — Ja, so ist das menschliche Schicksal, es kommt wohl vor, daß man die Dienste wechseln muß.

Rathgeber. Was sprichst Du von Dienst?
— Ich habe nie gedient.

Claus. Nun, nennt es, wie Ihr wollt.
— Unsere Herren sind todt, und es ist doch gut, daß sich der Blaubart unserer annehmen will, so dürfen doch unsere Talente nicht betteln gehn. — Da hier, trinkt eins auf des Blaubarts Gesundheit.

Rathgeber. Aber ich hatte mich in dem Schlosse nun so eingewohnt —

Claus. Die Zeiten sind vorbei. — Aber ich bin doch neugierig, sagt mir doch einmal, — so lange ich Euch kenne und weiß, habe ich Euch immer nur den Rathgeber nennen hören. Wie heißt Ihr denn eigentlich? — Oder habt Ihr etwa keinen andern Namen?

Rathgeber. Narr, ich keinen andern Namen? — Ich hatte sonst einmal einen ganz vortreflichen Namen, aber ich muß Dir gestehn, durch die Länge der Zeit hab' ich ihn fast vergessen, — ich kann mich nur noch dunkel daran erinnern. — So gehts dem menschlichen Geiste: ich habe mich angewöhnt, immer nach dem Titel Rathgeber zu hören und mich selbst so zu denken: — wart! — Ferdinand von Eßstein hieß ich ehemals: — Ja! — Aber die Zeiten sind vorüber. Die Gewohnheit, sagt man wohl mit Recht, ist unsre zweite Natur: wenn ich jetzt nur von Rath reden höre, oder so ein Sprüchwort: hier ist guter Rath theuer, — guter Rath kömmt hinten nach, — er weiß sich weder zu rathen noch zu helfen, — so denk' ich immer dabei an mich.

Claus. Grade so geht es mir. — Man darf nur von irgend einem Narren in Afrika

sprechen, und gleich ist mir, als wenn nothwendig von mir die Rede seyn müßte. — So hat man gar keine rechte Ruhe im Leben. — Sagt mir nur, wozu man getauft wird, wenn der Taufname gar nicht gebraucht werden soll?

Rathgeber. Es ist unrecht.

Claus. Seht Euch nur etwas vor, ich glaube der Blaubart wird ein scharf Examen mit Euch anstellen.

Rathgeber. Lieber Gott, was kann er fragen, worauf ich nicht einen guten Rath zu geben wüßte!

Claus. Nun, da müßt Ihr in Eurem Berufe gut beschlagen seyn.

Rathgeber. Ein Narr, wie Du, kann so etwas freilich nicht begreifen. — Es ärgert mich nur, daß ich so mit Dir in Gesellschaft reisen muß, mit dieser armseligen Gelegenheit; was werden die Leute von mir denken?

Claus. Sie werden Euch für einen blinden Passagier halten, der grade nicht Weisheit genug bei sich hat, um auf eine bessere Art wegzukommen.

Rathgeber. Wir sollten wenigstens die große Landstraße meiden.

Claus. Nartheit geht nie anders.

Rathgeber. Wie sind schon so vielen Prozessionen begegnet.

Claus. Und da habt Ihr Euch doch wohl meiner nicht geschämt? — Nartheit mit Weisheit, — das ist die beste Gesellschaft.

Rathgeber. Ja für die Narren, — aber der weise Mann kommt sehr dabei zu kurz.

Claus. Ihr dürst ja nur an mir ein Beispiel nehmen, um immer noch mehr Abscheu vor der Nartheit zu bekommen; seht, auf die Art kann ich Euch ja doch nützlich seyn. Ich bin dann eine Art von moralischer Vo-

gelscheuche, ein Kerl, der zwar nur aus Plundern zusammengesetzt ist, der aber doch in seinem Wirkungskreise so viel leistet, als er nur kann.

Rathgeber. Du bist ein Schwäger.

Claus. Aber kommt, es wird zu spät. — Wir müssen uns wieder auf die Beine machen. —

Rathgeber. Ich wollte, wir wären erst da.

Claus. Kommt Zeit, kommt der Rathgeber. — Ihr kennt ja wohl das Sprüchwort. (beide ab.)

(Herberge an der Landstraße.)

Hans von Marlos. Anton. Simon.
Peter Berner. Agnes. Anne.

Hans. So weit haben wir Euch mit Got:

tes Hülfe begleitet, und nun werden wir unter seinem Schutze wohl zurück reiten müssen.

Peter. Ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir dadurch erzeigt habt.

Hans. Daß Euer Bruder Leopold nicht zu Hause war, daß er sogar die Hochzeit seiner Schwester versäumt hat, fällt mir aus mehr als einer Ursache schwer aufs Herz. — Meine Tochter ist allein zu Hause. Herr Ritter, — ich habe böse Ahndungen.

Peter. Ahndungen muß man nicht trauen, sie hintergehen uns fast immer.

Simon. Du bist vergnügt, Schwester?

Agnes. Nicht sehr, wenn ich Euch nur nicht verlassen dürfte.

Anton. Ja, das ist nicht anders im menschlichen Leben, die Zeit bringt die Abwechselungen herbei.

Hans. Ja wohl.

Simon. Die Zeit nun wohl nicht, denn

genau genommen, macht ja eben die Folge dieser Abwechselungen das aus, was wir Zeit nennen.

Anton. Das ist mir zu spitzfindig.

Hans. Aber noch einmal Musik. — (zum Fenster hinaus.) Hört Ihr Spielleute! — Noch eins, der jungen Frau zu Ehren: hübsch lustig mit Trompeten und Pauken. Das Jägerlied. (Musik und Gesang hinter der Scene.)

Es ging ein Jäger wohl auf den Gang!

Trarah! trarah!

Das Wildpret sprang die Bahn entlang!

Hopsa! hopsa!

Die Büsche hinab ertönt das Horn!

Trarah, trarah!

Der Jäger er nahm ein Reh aufs Korn!

Eiah! eiah!

Das schlankste Thierchen im ganzen Wald!

Trarah! trarah!

's Floh nicht, 's kam ihm entgegen bald,

Sieh da: sieh da!

Zur glücklichen Stunde ritt' ich aus

Trarah! trarah!

Und bring ein jung Weibsel mit mir nach Haus,

Hopfa! hopfa!

Das ist wohl fraun die beste Jagd,

Sasa! sasa!

Feins Liebchen komm, es wird schon Nacht,

Haha! haha!

Hans. Nun lebt wohl, meine werthen
Freunde. Ich habe Euch so viel Ehre ange-
than, als es mir in meinen alten Tagen
möglich war; wenn mein Sohn wäre hier
gewesen, hätte alles sollen besser eingerichtet
seyn. — Aber der ist vielleicht schon lange
todt und begraben. — Nun lebt wohl. —
(ab)

Simon. Adieu, liebe Schwestern: Bleibt
gesund, schreibt manchmal.

Anton. Glück auf den Weg!

Anne. Lebt wohl, lieben Brüder. — (sie
gehn ab, Anne folgt ihnen.)

Peter.

Peter. Agnes.

Peter. Du hast kein Wort gesprochen, Agnes?

Agnes. Ich muß Euch gestehn, daß mir die Thränen so in die Augen kamen, daß ich unmöglich ein Wort sagen konnte.

Peter. Worüber weinst Du?

Agnes. Meine Brüder, — sie gehn fort, wer weiß, wenn ich sie wiederselhe.

Peter. Ah! wenn man seinen Mann recht lieb hat, muß man Brüder und Schwestern darüber vergessen können. — Nun sind wir beide allein: gieb mir einen Kuß, Agnes.
(er küßt sie.)

Agnes. Aber, ich bitte Euch, wenn wir weiter reisen, so jagt nicht so mit Eurem Pferde, Ihr galoppirtet hin und zurück, das arme Thier wäre fast unter Euch zusammengesunken.

Peter. Destomehr wird es sich auf den

Stall freuen. — Nur, wenn wir recht Beschwerlichkeiten überstanden haben, kommt uns die Ruhe wie Ruhe vor. Laß das, mein Kind.

Agnes. Ihr könntet stürzen.

Peter. Ich bin schon oft gestürzt, das thut nichts.

Agnes. Ihr macht mir aber solche Angst.

Peter. Das ist gut, es ist ein Beweis Eurer Liebe.

Agnes. Wahrhaftig, da ich jetzt mit Euch allein bin, könnt' ich mich vor Euch fürchten.

Peter. Wirklich? — Nun, das ist mir lieb, so etwas hab ich gern. — Aber Du wirst Dich schon noch ganz an mich gewöhnen, Kind.

Agnes. Die Gegend hier herum ist doch recht wüste. — Die Mühle dort unten saust so schauerlich durch die Einsamkeit. — Seht,

da reiten meine Brüder schon den Fels hinauf.

Peter. Meine Augen tragen nicht so weit.

Agnes. Als ich dort hinunterritt, dachte ich nicht, daß der Ort schon so nahe sei, wo wir Abschied nehmen sollten.

Peter. Schlage Dir das aus dem Sinn.

Agnes. Als ich noch nie gereist war, wünscht' ich nichts so sehnlich, als eine recht weite Reise, ich dachte mir in meiner Vorstellung immer schöne, unbeschreiblich schöne Gegenden, Burgen und Thürme mit wunderbaren Zinnen, mit Gold ausgelegte Dächer im Schein der Morgensonne funkelnd: steile Berge und weite Aussichten von oben, immer neue Menschengesichter, dunkle Wälder, und einsame verschlungene Fußpfade durch das dunkelgrüne Labyrinth mit Lerchen und Nachtigallen: — und nun ist alles so an-

ders und mir wird immer länger und länger, je mehr ich mich von der gewohnten Heimath entferne.

Peter. Wir treffen unterwegs noch auf merkwürdige Gegenden.

Agnes. Seht einmal, wie das Feld wüßt ist dorthin, die sandigen, fahlen Hügel, über denen die dunkeln Regentwolken stehn.

Peter. Mein Schloß liegt angenehmer.

Agnes. Es regnet schon und der Himmel wird immer finstrier.

Peter. Wir müssen wohl aufbrechen, es wird sonst zu spät. — Wo ist denn Eure Schwester?

Agnes. Ich sah sie so eben noch tiefsinnig in dem kleinen Garten sitzen.

Peter. Nun hör' auf zu wimmern. — Komm, unsre Pferde sind auch abgefüttert.
(sie gehn ab.)

D r i t t e r A k t .

(Peter Berners Schloß.)

Agnes. Mechtilde, eine Aste.

Mechtilde. Sa, liebe gnädige Frau,
Ihr seid nun grade die Siebente, der ich
gedient habe.

Agnes. Die Siebente?

Mechtilde. Euch fällt vielleicht dabei
ein, daß das keine gute Zahl seyn soll,
weil Ihr so fragt.

Agnes. Ach nein, ich dachte daran nicht.

Mechtilde. Ihr werdet's hier gut haben, denn ich kenne das Gemüth des Herrn Ritters nun schon seit lange, aber ich kann nichts als alles Gute von ihm sagen; wenn ich die Wahrheit reden soll.

Agnes. Das Schloß liegt recht hübsch.

Mechtilde. Die schönste Gegend ist hier, weit und breit umher, man hat besonders oben auf dem Dache eine sehr freie Aussicht. — Seid Ihr schon oben gewesen?

Agnes. O ja, man sieht wohl eine Meile weit alles ganz deutlich vor sich, und dann kommen die Berge, die die Wiesen beschließen. — Aber hört einmal, der Ritter sagte mir von vielen Kostbarkeiten, habt Ihr die auch gesehen?

Mechtilde. O ja, ganze Zimmer voll, er hält die immer verschlossen. Ich muß Euch

sagen, meine schöne gnädige Frau, es ist ein gar reicher Herr, ich glaube, er weiß selber nicht, wie reich er ist. Ich weiß, daß Euch alle Damen hier herum weit und breit, arm und reich, beneiden werden.

Agnes. Ich möchte wohl einmal diese Seltenheiten sehn.

Mechthilde. Es findet sich wohl eine Gelegenheit dazn.

Agnes. Ihr seid wohl schon sehr alt?

Mechthilde. Wie so?

Agnes. Ihr geht so gebückt, der Kopf zittert Euch so.

Mechthilde. Ich habe auch schon siebenzig Jahr auf dem Rücken; das will schon sehr viel sagen, wenn man das an seinem schwachen Körper ableben soll. — Ihr werdet's nicht glauben wollen, aber ich war auch einmal hübsch, und die Leute sagten, ich wäre sehr schön. Ach Gott, das ver-

schwindet alles, als wenn es nimmermehr da gewesen wäre, und es kräht kein Hahn darnach. Die ganze siebentzig Jahr sind hin, ich weiß nicht wie. — Nun, man kann nicht immer jung bleiben, es muß auch alte Leute geben, das ist mein Trost. Es wird Euch auch so gehn.

Agnes. Mir?

Mechtilde. Ja, das will das junge Blut immer nicht glauben, sie denken gewöhnlich: Ach! das bleibt beständig so wie heute! Ja heute, und morgen ist wieder ein Heute und übermorgen auch, und so nimmt ein Tag nach dem andern Abschied, und man denkt in der jugendlichen Vergeßlichkeit nicht daran, daß daraus die Zeit besteht. Oh wir es uns dann versehn, heißt es hinter uns, seht die alte Frau, die dahin geht! Die erstenmale wollt' ichs ordentlich nicht glauben, daß das mir gälte, aber ich bin es nachher wohl inne geworden.

Agnes. Siebenzig Jahr sind aber doch eine lange Zeit.

Mechtilde. Ja, wenn man sie vor sich hat. In meiner Jugend dacht ich grade so, und wollt's Ihr wohl glauben, daß mir des Nachts noch manchmal träumt, ich wär' jung, dann ist, als wäre das Wahre, mir immer Wirkliche nur ein Traum gewesen, in dem ich mir närrischer Weise eingebildet hätte, ich wäre eine alte, krumme, pudliche Frau. Ich habe schon oft darüber lachen müssen. — Unser Ritter will heut Mittag abreisen.

Agnes. Schon wieder abreisen?

Mechtilde. Ja, er hat immer viel Geschäfte, er ist aber noch immer aus allen Fehden und Händeln glücklich zurückgekommen. (geht ab.)

Agnes. Wie neu mir hier alles ist, ich kann mich immer noch nicht gewöhnen, und an seine Gestalt am wenigsten. Ich weiß

manchmal nicht, soll ich lachen, oder mich vor ihm fürchten. — Meine Schwester ist noch nicht aufgestanden, sie ist nicht wohl. Ihr ganzes Leben ist nur mit einem einzigen Gedanken ausgefüllt: ich kann mir nicht denken, wie es möglich ist.

Agnes. Peter Berner.

Peter. Du wirst schon gehört haben, liebe Agnes, daß ich Dich verlassen muß.

Agnes. Ja.

Peter. Es giebt kein so zänkisches, unbändiges Thier, als den Menschen, Agnes. Sie sehn nun, daß sie mich nicht überwältigen können, und doch ist es ihnen nicht möglich, Ruhe zu halten. — Aber sie sollen auch dafür gezüchtigt werden; dieselben wenigstens sollen nicht wiederkommen.

Agnes. Lieber Mann.

Peter. Sei ruhig, ich habe noch nie etwas gefürchtet. — So eben sind zwei Narren angekommen, die noch zu meinen Dienern gehören. Ich denke, sie werden Dir auch Freude machen.

Claus. Der Rathgeber, treten ein.

Peter. Ihr kommt ziemlich spät, noch grade zur rechten Zeit, um mich abreisen zu sehn.

Claus. Wir sind beide nicht gut zu Fuß, Herr Ritter, und das hat uns unterwegs ein wenig aufgehalten.

Peter. Ihr seid der sogenannte Rathgeber? — Nehmts nicht übel, wenn ich über den närrischen Titel lachen muß.

Rathgeber. Ich bin derselbe.

Claus. Unterwegs gab er immer den Rath, in jede Herberge, die sich finden

ließ', einzuführen. Ich hoffe, Ihr sollt noch bis dato die Spuren davon an ihm gewahr werden.

Peter. Ihr sprecht ja gar nicht.

Rathgeber. Der Narr läßt mich nicht zu Worte kommen.

Claus. Kommt zu Worte; kommt immerhin zu Worte. Es wird sich zeigen, ob Ihr was gescheites zu Märkte zu bringen wißt. — Da seid Ihr der erste Mensch auf der Welt, der da behauptet, daß ich ihn nicht zu Worte kommen lasse. — Die Leute, die das hören, sollten wohl gar denken, ich wäre ein sehr arger Schwäßer.

Rathgeber. Herr Ritter, Ihr seht, er kann nicht schweigen. — Wenn ich Euch manchmal mit meinem Rath dienen kann —

Peter. Wenn er nur gut ist.

Rathgeber. Es schickt sich nicht, daß ich ihn herausstreiche, denn jede Waare sollte

sich eigentlich selber loben; aber fragt nur den Narren.

Claus. Sein Rath ist immer überaus schön gewesen, und das Beste ist, er giebt immer zu gleicher Zeit mehrere Sorten aus, so daß, wenn man den einen nicht befolgen will, man immer noch zum zweiten seine Zuflucht nehmen kann, der dem ersten gewöhnlich grade zu entgegen steht.

Peter. Nun wohl, ich ziehe jetzt ins Feld, mein Feind ist stärker als ich, soll ich ihn angreifen?

Rathgeber. Wartet einen Augenblick. — Wenn Ihr ihn zu bezwingen gedenkt, so rathe ich Euch selbst, ihn anzugreifen.

Peter. Meint Ihr, daß das gut sei?

Rathgeber. Ich habe es wenigstens nie leiden können, daß man mich angriff.

Peter. Aber wenn ich nun geschlagen werde?

Claus. (leise zum Rathgeber) Nehmt um's Himmelswillen Euren ganzen Verstand zusammen, sonst ist es um unsre Versorgung geschehn.

Rathgeber. Wenn Ihr geschlagen werdet? — Ja, da seid Ihr denn wahrhaftig in einer übeln Lage!

Peter. Was ist aber dabei zu thun?

Rathgeber. Wenn man das Ding von allen Seiten überlegt, so wird es noch immer das Beste seyn, Euch alsdann zurück zu ziehn.

Peter. Wenn mir aber der Rückzug abgeschnitten wird?

Rathgeber. Dann — haltet, — dann — das ist ein schwieriger Fall. — (er geht auf und ab) dann — nun hab' ichs! — dann — einen Augenblick Geduld! — Das ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen — hm! hm! — Aber wie kommt Ihr denn

auf so närrische Ideen? — Das nenn' ich
einen auf den Bahn fühlen —

Peter. Nun?

Rathgeber. Gleich! gleich! — Könntet
Ihr denn nicht entweichen?

Peter. Wenn mir der Rückzug abgeschnitten ist, unmöglich.

Rathgeber. Ja, da mag Euch der
Henker Rath geben! — Ich glaube, ich
könnte eine Woche hintereinander denken,
und brächte nichts Kluges heraus. — Ein
Narr kann in einem Tage, — Ihr kennt
wohl das Sprüchwort?

Claus. Um Gotteswillen, Herr, thut
ihm nichts, Ihr seht ja, wie er sich an-
greift.

Peter. Wenn ich Dich nun zum Fenster
hinaus aufhängen ließe? — Ich habe jetzt
nur keine Zeit, sonst würde ich Dich wenig-
stens noch eine weile ängstigen.

Claus. Ach, er ist schon geängstigt genug, seht nur, wie ihm der Schweiß auf der Stirne steht. — Ich sagt's Euch wohl, Rathgeber, daß Ihr einen harten Stand haben würdet. — Er hat bis jetzt nur Rath gegeben, so nach seiner Bequemlichkeit, es ist ihm etwas Neues, daß er nun so in's Große gehn soll, und da fehlt dem Manne freilich die Übung.

Rathgeber. Jetzt fällt mir was ein: — Ihr könnt dann wenigstens in die Zeitungen setzen lassen: Ihr hattet den Feind eingeschlossen, und man würde nächstens mehr davon hören.

Peter. Nun, geht nur, ich sehe schon wozu Ihr zu brauchen seid. Der Scharfsinnigste seid Ihr eben nicht, aber sonst ein ganz guter Mann. Gehet, laßt Euch beide zu essen geben, der Rath griff Euch tüchtig an.

Claus. Er wird überhaupt wohl bald
müssen

müssen auf Pension gesetzt werden, und dann
krieg' ich vielleicht seine Stelle.

Rathgeber. Du? — Wenn hast Du
denn schon einen Rath gegeben?

Claus. Nun, ich muß es von Euch lern-
en, Ihr müßt mir Stunden geben. — So
lange Ihr noch in der Welt seid, verzweifle
ich an nichts.

Rathgeber. Damit werd' ich mich nicht
einlassen.

Claus. Kommt nur, wir wollen jetzt erst
zusammen speisen. (Beide ab.)

Peter. Ha ha ha, ein paar herrliche
Narren, besonders der Alte. — Und dabei
hat er sich für seine Narrheit einen andern
vernünftigen Titel ausgedacht; er spielt den
Geschäftsmann, um in einer gewissen Wür-
de zu bleiben. — Wie gefallen sie Dir?

Agnes. So ziemlich, ich habe bei ihnen
an die Puppen meiner Kindheit zurückgedacht.

Peter. Ach Kind, am Ende sind wir alle nichts weiter. Das Leben von uns allen ist am Ende nur ein albernes Puppenspiel, wir selbst sind nur getäuscht, aber keiner von den Zuschauern. — Nun, es muß wohl so seyn und darum ist es auch gut so. — Agnes, ich will Dir während meiner Abwesenheit alle meine Schlüssel in Verwahrung geben. — Hier. — Ich denke in einigen Tagen zurückzukommen; Du magst Dir die Zwischenzeit damit verkürzen, daß Du die Gemächer besiehst, in die ich Dich noch nicht geführt habe. Sechs Zimmer stehn Dir gänzlich offen, aber das siebente, das dieser goldene Schlüssel öffnet, bleibt Dir verschlossen. — Hast Du mich verstanden?

Agnes. Vollkommen.

Peter. Agnes, laß Dich nicht gelüsten, das siebente Zimmer zu öffnen.

Agnes. Gewiß nicht.

Peter. Ich könnte den Schlüssel mit mir nehmen, und es wäre Dir unmöglich; aber ich will Dir trauen, Du wirst nicht so thöricht seyn. — Nun, lebe wohl.

Agnes. Lebe wohl.

Peter. Wenn ich wiederkomme, und Du bist in dem verbotnen Zimmer gewesen —

Agnes. Erhiße Dich doch nicht so umsonst, ich will nicht hineingehen, und damit gut.

Peter. Ob es gut ist, zeigt sich erst, wenn ich zurückkomme. — (ab.)

Agnes. Nun steht es endlich in meiner Gewalt, die längstgewünschten Kostbarkeiten zu betrachten. — Lächerlich, daß wenn uns sechs große Zimmer mit ihren Kleinodien offen stehn, wir noch nach dem siebenten sollte lüstern seyn. Das wäre ja eine mehr als kindische Neugier. — Wie er über alles wild wird. — Ich möchte ihn nicht vor mir sehn, wenn ich einmal etwas gegen seinen Willen gethan haben sollte. H 2

Agnes. Anne.

Agnes. Nun, wie gehts Dir Schwester? ist Dir besser?

Anne. Etwas.

Agnes. Ich habe jetzt die Schlüssel zu den Zimmern, der Ritter ist abgereist.

Anne. So?

Agnes. In eins dürfen wir nicht hinein, — in das siebente kann ich Dich unmöglich hinein lassen, Anne.

Anne. Mir gleich.

Agnes. Er hat es sehr strenge verboten.

Anne. Ich bin nicht lüstern darnach.

Agnes. Freust Du Dich denn aber gar nicht?

Anne. Worüber denn?

Agnes. Daß ich die Schlüssel habe.

Anne. Wenn Du Dich darüber freust, — o ja.

Agnes. (am Fenster) Da reitet er fort mit seinem Gefolge. — (sie öffnet das Fenster) Viel

Glück! — Kehre bald wieder heim. (Trompeten vom außen.)

Anne. Wie munter sie fortziehen, gebe der Himmel nur, daß sie eben so fröhlich wiederkommen.

Agnes. Sollten sie nicht?

Anne. Der Anfang von allen Dingen ist frisch, die Sorgfalt sitzt daneben, und bewacht jeden Schritt, jeden Strich; aber bald fallen ihr die Augen zu, immer müder und müder gegen das Ende, der Glanz ist von den neuen Kleidern abgetragen, und die Menschen fangen dann aus Überdruß etwas Neues an, ehe sie noch das Alte geendigt haben. So kommen sie auch vielleicht mit verdrießlichen Gesichtern zurück, denn das ist so der gewöhnliche Gang des menschlichen Schicksals.

Agnes. Du machst mir bange, Schwester.

Anne. Es sind nur meine Gedanken, in-
dessen ist es gut, wenn sich der Mensch auf
alles gefaßt hält. — Ich bin überhaupt
mehr als andre zur Schwermuth geneigt,
laß Dich das nicht anfechten.

Agnes. Sieh, was kommt da für ein
Zug vor unserm Fenster vorbei?

Anne. Es ist eine Bauernhochzeit!

Agnes. Wie die Leute froh sind! —
Sie grüßen, — guten Tag, lieben Leute
— sieh, der ganze Wall ist voll. Sie wol-
len ein Lied anstimmen.

(Lied von außen.)

Wohl dem, der nach traurigen Stunden
Das Liebchen hat endlich gefunden.

Dann klingt der Schall

Der Nachtigall

Noch fröhlicher ihm durch Busch und Thal.

C h o r.

Durch Busch und Thal

Singt noch einmal

So lieblich und lockend die Nachtigall.

Glück auf! denn es ist ihr gelungen
 Sie hält ihn mit Zagen umschlungen;
 Sei froh und nicht bang,
 Der Hochzeitsklang
 Begleitet dich munter dein Leben entlang.

C h o r.

Durch Büsche drang
 Der frohe Klang.

Das schönste Lied ist der Hochzeitsgesang.

(Die Musik hat sich indeß nach und nach entfernt.)

Agnes. Du weinst, Schwester?

Anne. Die Musik, —

Agnes. Sie ist ja so lustig.

Anne. Für mich nicht.

Agnes. Du wirst aber auch Deines Lebens niemals froh.

Anne. Ach! als er noch unter meinem Fenster Lieder auf seiner Laute spielte, und ein fernes leises Echo seine süßen Töne nach sprach. Wie dann der Mond herunterschien, und

ich nichts sah, nichts hörte, als seinen Gesang, der durch die einsame Nacht, wie ein Bach von Wohlklang rieselte, o Schwester, ich kann es nicht vergessen.

Agnes. So lieb war er Dir?

Anne. Lieber, als ich es Dir sagen kann, lieber, als es die schönste Musik auszusprechen vermag. Seine Gegenwart fiel in meine Seele, wie wenn der rothe Morgenhimmel sich durchsichtig hell über die Erde ausspannt, und hundert Lerchen von oben herunter ihre Freude verkündigen. — O verzeih mir, Schwester.

Agnes. Komm, zerstreue Dich. — Hier sind ja die Schlüssel, sei wieder fröhlich. —

Anne. Gutes Kind.

Agnes. Wir wollen die Alte rufen, sie soll mit uns gehn.

Anne. Wie Du willst. Aber sie ist mir zuwider, ich weiß selbst nicht, warum.

Anne. Sie ist schon sehr alt.

Anne. Und ihre Sprache, — nun komm,
sie kann am Ende nichts dafür. — (Sie geht
ab.)

(Vorfaal auf Marlos.)

Gelag von trunkenen Knechten, viele schlafen, andre sind noch halb wach; Caspar ist noch der munterste; Leopold von Friedheim sitzt oben am Tisch und spielt.

Leopold.

Traun, Brüder, wer den Wein erfand
Entdeckte wohl das schönste Land!
Schöner als Gold und Edelstein
Innelt im Becher der goldne Wein.

Gehet hinein!

Wie winkt Euch lockend der labende Schein.

E h o r.

Schöner als Edelstein

Funkelet der süße Wein!

Caspar. Das heiß ich Wein! — solchen Wein — ich habe schon viel Wein getrunken, aber solchen Wein — wenn von Wein die Rede ist, — als was Wein bedeutet — seht —

Leopold. Ich verstehe schon, was Ihr sagen wollt. Trinkt nur immer zu, er ist Euch gerne gegönnt.

Caspar. Nun, wenn Ihr so meint.

Leopold.

Der Becher geht rund

Von Mund zu Mund

Und macht den Kränksten ganz frisch und gesund.

E h o r.

Von Mund zu Mund

Wird ein Kranker gesund.

Caspar. Ich kann kaum noch die Augen offen halten, — und die Beine liegen schon

seit einer halben Stunde stoßstill unter dem Tische.

Leopold. (steht auf, und singt im Hintergrunde.)

Wer klopft an die Thür?

Ich Liebste bin hier. —

Wo ist Dein Gemach?

Erkennst Du mein Ach? —

Auf! liebst Du mich kühn,

So laß uns entfliehn;

Schnell schwindet die Zeit

Und Zögern gereut.

Die Stunde vergeht

Dann ist es zu spät.

Brigitte erscheint oben auf den Stufen ihres Gemachs.

Brigitte. Leopold!

Leopold. Liebste Brigitte!

Brigitte. Ich habe Euch schon lange an Eurer Stimme erkannt. — Was wollt Ihr hier?

Leopold. Ihr könnt noch fragen? —
 Folgt mir, wenn Ihr mich liebt. — Seht,
 sie schlafen alle, der Tag fängt schon an zu
 grauen, ich muß fort, Euer Vater kehrt
 zurück, dort auf dem Tisch liegen die Schlüs-
 sel der Burg.

Brigitte. Ich sollte meinen alten Vater
 verlassen?

Leopold. Er soll nachher unsre Ehe seg-
 nen, aber erst müssen wir in Sicherheit seyn.
 Ihr wißt ja, er ist gegen unsre Liebe.

Brigitte. Aber bedenkt nur —

Leopold. Lebt wohl. Ich sehe Ihr liebt
 mich nicht, nun gut, so seht Ihr mich nicht
 wieder.

Brigitte. Leopold! — ich komme ja
 schon. (sie steigt herunter.)

Leopold. O Brigitte! (er umarmt sie)
 Ich bin wie im Traum.

Brigitte. Ich auch, — ich weiß nichts

von mir, nach so langer Zeit seh ich Euch endlich wieder. —

Leopold. Kommt, eh die Zeit vergeht.

— (Sie nehmen die Schlüssel und gehn fort, bald darauf hört man den Thürmer blasen.)

Caspar. (taumelt auf.) Was war das?
— War das nicht der Thürmer? — Aber ich glaube, es hat mir nur geträumt. — Was sagt Ihr, Spielmann? — Nicht wahr? — Nun, das ist auch meine Meinung. — (er legt sich wieder zum schlafen hin, es bläst von neuem.)

Caspar. Nein, das ist kein Traum, — so lebhaft hat mir noch zeitlebens nichts geträumt — Darnach muß ich sehn. — Wenn nur die Beine, — wie? wer ist das?

Hans von Marlos tritt hinein.

Hans. Gott im Himmel! was ist denn das? Die Thore der Burg, alle Thüren

sind offen! — Und hier, wie sieht es hier aus. — Caspar!

Caspar. Ja, Herr!

Hans. Liegst Du auch unter dem tollen Haufen?

Caspar. Ja, Herr!

Hans. Caspar, ich bitte Dich — mach mich nicht toll, mir schwindelt schon der alte Kopf — steh auf! ich bitte Dich.

Caspar. Herr, das wird so geschwinde nicht gehn. (Er richtet sich mühsam auf.)

Hans. Laß mich nicht das Ärgste fürchten, — Caspar, — meine Tochter —

Caspar. Ich habe immer ein Auge auf sie gehabt.

Hans. Aber wie kommt ihr denn dazu —

Caspar. Herr, da war ein Spielmann hier, und der hatte einen so köstlichen Wein bei sich, — und da weiß ich nicht, wie es kam, — aber kurz und gut —

Hans. Es mag für diesmal gut seyn,
aber ich muß nach meiner Tochter sehn. —
(geht ab.)

Caspar. Wo ist denn der Spielmann
geblieben? — Ermuntert Euch, Kerls, sag'
ich, steht auf. — (Die Knechte erheben sich nach
und nach.) Der Spielmann — Caspar, Cas-
par, mir fängt an der Verstand wieder
zu kommen und ich merke Unrath; — ach!
der arme Herr, wenn es wahr seyn sollte!

Hans stürzt außer sich hinein.

Hans. Du Schurke! — Du schlechter
Kerl! — Liebst Du Deinen Herrn so? — O
meine Tochter —

Caspar. Herr, — mäßigt Euch, Herr —

Hans. Nein, ich will jetzt vor Born
und Gram sterben, — ich will mich nicht
mäßigen, damit ich nur das Unglück, die

Schande nicht überlebe, — meine Tochter, sie ist fort!

Caspar. Nimmermehr!

Hans. Muß mir das begegnen? Der ich mein Kind so liebte? — Schaff' mir sie wieder, Caspar! — fort, geh mir aus den Augen, Du Niederträchtiger!

Caspar. Herr, so habt Ihr mich noch nie gescholten, — aber ich verdiene, ganz und gar verdien' ich das — O ich Dummkopf! (er kniet nieder) O vergebt mir, mein Herr, laßt Euch wieder — ach nein! Ihr könnt mir nicht vergeben.

Hans. Caspar, ist das Deine Vernunft? Sind das Deine Grundsätze, von denen Du so viel sprechen konntest? — Wenn nur meine Brigitte da wäre! — Und wie konnte sich mein Kind so vergessen? — Mit dem Spielmann, mit einem Nichtswürdigen ist sie fortgelaufen?

Caspar.

Caspar. Es muß so seyn, Herr, denn ich sehe ihn nirgends. — Ach Gott! wie wird mir, da nun mein Verstand wieder kommt! Ich schäme mich vor Euch und vor mir, — ich möchte in Verzweiflung fallen — daß ich an dem Unglück Schuld bin! O ich möchte mit dem Kopfe gegen die Mauer laufen! Und meinem lieben guten alten Herrn! —

Hans. Mäßige Dich, Caspar, fasse Deine Vernunft zusammen. Bleib bei Dir.

Caspar. Gibt es denn keinen Trost, keine Hülfe?

Hans. Ach nein! nein! — o das wird mich noch wahnsinnig machen. — Es ist zu viel, zu viel, Caspar, wenn ich von neuem daran denke. — Es ist mein Tod, ich fühls.

Caspar. Lieber gnädiger Herr, bedenkt Euer Alter.

Hans. Ich mag nichts bedenken, Du

hast keine Tochter verlohren, Du hast gut sprechen. Und Du bist Schuld daran! einzig Du!

Caspar. Soll ich ins Wasser laufen? — Soll ich vom Thurm herspringen? — Soll ich nackt in die Winternacht hinauslaufen? — Befehlt doch nur, wie ich mich abstrafen soll, und ich wills ja von Herzen gerne thun, nur daß ich wieder Ruhe habe, daß ich Eure Vorwürfe nicht mehr höre.

Hans. Caspar! Caspar! ich merks, wir werden uns beide toll machen. — Meine Tochter, meine Brigitte hätte vorsichtiger seyn sollen, — Du bist nicht so viel Schuld, — komm — laß uns beide unsre Vernunft zusammenfassen, — aus dem Rasen kann doch nichts herauskommen — fasse Dich nur, Caspar, und steh mir bei.

Caspar. Von Herzen gern, mein lieber gnädiger Herr. Ach! wenn Ihr nur wieder gut seid!

Hans. Komm, wir wollen uns gleich zu Pferde setzen, wir müssen sie wieder finden, wir wollen eher kein Auge zuthun.

Caspar. Aber Euer Alter, Eure Schwachheit —

Hans. Es kommt ja hier auf meine Tochter an, Caspar!

Caspar. Nun, wie Ihr wollt. — Aber Ihr haltet mich doch auch für keinen Schurken mehr? — Ach, gnädiger Herr, das hat meinem Herzen weh gethan, — ein Dummkopf bin ich wohl, ein ausgemachter Dummkopf, — aber doch kein Schurke.

Hans. Vergiß es Caspar; vergiß es, ich wußte grade nicht, was ich sagte. — Du hast mit dreißig Jahr redlich gedient, da kann man wohl einen Fehler mit eindienen. — Komm, komm, aus der Burg mag indeß werden was da will; wenn ich sie

nicht wiederfinde, komm ich so nicht zurück.
(beide ab.)

(Berners Schloß.)

Agnes. Anne. Mechthilde. (Knechte
die das Abendmahl abräumen.)

Agnes. Ich bin von allen den herrlichen Sachen, die ich heut gesehen habe, ganz schwindlicht. — Jetzt ist mir, als hätte mir das nur geträumt.

Anne. Die Sinne ermüden am Ende, und selbst das Mannigfaltigste wird einförmig.

Agnes Die Mutter Mechthilde ist schon ganz schläfrig.

Mechthilde. Ja, Kinder, ich gehe ge-

wöhnlich um die Zeit zu Bette, und da meldet sich denn der Schlaf bei mir ganz von selbst.

Agnes. Geht immer zu Bette, ich bleibe noch ein wenig auf. Der Mond scheint so hell, und da geh ich denn nachher noch etwas auf den Altan hinaus, um frische Luft zu schöpfen.

Mechtilde. Nehmt Euch vor den Fledermaßen in Acht, sie pflegen um diese Jahreszeit umherzuschwärmen.

Agnes. Es ist uns doch nicht einmal eingefallen, das siebente Zimmer zu besuchen, und der Ritter war so besorgt — am Ende ist auch gar nicht einmal etwas merkwürdiges darinn.

Mechtilde. Das ist wohl möglich.

Agnes. Wie? Ihr seid auch niemals hineingekommen?

Mechtilde. Niemals.

Agnes. Das ist doch wunderbar. —
Wollt Ihr jetzt, Mutter, die Schlüssel zu
Euch nehmen? wir brauchen sie doch nicht
mehr.

Mechthilde. Recht gern.

Agnes. Die Männer haben, wie ich
sehe, eben so gerne Geheimnisse, als die
Frauenzimmer.

Mechthilde. Noch lieber, sie wollen
es nur nicht zugeben.

Agnes. Gebt mir doch die Schlüssel wie-
der zurück.

Mechthilde. Hier sind sie.

Agnes. Der Ritter möchte ungehalten
werden, da er sie doch in meine eignen Hän-
de überliefert hat.

Anne. Nun, gute Nacht, ich gehe zu
Bette.

Mechthilde. Gute Nacht. — (beide gehn
ab.)

Agnes. Welche herrliche Nacht! — Man spricht so viel von der Neugier der Frauenzimmer, und jetzt stünde es doch nur bloß in meiner Gewalt, in das verbotne Zimmer hineinzugehn. — Ich habe mir zum Theil die Schlüssel wiedergeben lassen, weil sonst mein Mann hätte denken können, ich traue mir nicht Stärke genug zu. — Wenn ich der Versuchung nachgäbe, so erführe kein Mensch, daß ich in dem Zimmer gewesen wäre, und das wäre doch das einzige Unglück das daraus entstehen könnte, meine Schwester die Sittenpredigerin schläft jetzt, — ich wollte, ich hätte dem alten häßlichen Weibe die Schlüssel gelassen: — Am Ende ist das Ganze nur darauf angesehen, daß mein Mann mich auf die Probe stellen will, und ich will mich gewiß nicht so leicht fangen lassen. — Die Alte ist selbst noch nicht einmal in dem Zimmer gewesen, der Ritter

muß doch also etwas Besondres dabei haben.

— Ich will nicht weiter daran denken. —

(sie tritt ans Fenster) Wenn ich nur wüßte, warum er es mir verboten hat? — Der Schlüssel ist golden, die übrigen sind es nicht: es ist gewiß das kostbarste Gemach von allen, und er will mich nächstens einmal damit überraschen. — Es war eine rechte Narrheit von ihm, daß ich es nicht jetzt gleich sehen sollte. Mir ist überhaupt nichts so verhaßt, als wenn ein Mensch dem andern eine heimliche Freude machen will, der andere kann sich in der Überraschung niemals freuen, besonders wenn er die einfältigen Anstalten vorher schon gewahr wird. — Agnes! Agnes! hüte dich; das, was dich jetzt peinigt, ist am Ende die berückigte weibliche Neugier. — Und warum sollte ich nicht ein Weib seyn dürfen, so gut wie andere? — Die bloße Neugier ist noch keine

Sünde. — Ich möchte den Menschen sehn,
 der an meiner Stelle nicht neugierig wäre.
 — Meine Schwester würde eben so seyn,
 wie ich, wenn sie nicht ihre Liebe unaufhör-
 lich im Kopfe hätte, wenn sie aber darauf
 fiele, daß ihr Reinhold in dem Zimmer steh-
 en könne, so würde sie mich auf den Knien
 um den Schlüssel bitten. — Die Menschen
 sind immer nur billig gegen ihre eignen
 Schwachheiten. — Und es ist am Ende nicht
 einmal eine Schwachheit von mir, in dem
 Zimmer kann ein Geheimniß verborgen lie-
 gen, von dem mein Glück abhängt: ich ahn-
 de fast so etwas: — und ich will nur so
 eben hineinschauen, — wovon soll er denn nach-
 her wissen, daß ich darin gewesen bin? —
 Es muß doch irgend einen Grund haben,
 warum er es mir so streng verboten hat,
 und den Grund hätte er mir sagen sollen, so
 wäre meine Folgsamkeit ein vernünftiger Ge-

horsam, aber so handle ich nur aus einer blinden Unterwürfigkeit; eine Art zu leben, wogegen sich mein ganzes Herz empört. — Ei! bin ich nicht eine Narrin, daß ich so viel überlege? Am Ende ist es eine Narrheit und gar nicht der Mühe werth. — (sie nimmt den Schlüssel.) Nun, warum geh ich denn nicht? — Wenn er aber zurückkäme, indem ich in dem Gemach stecke? — Es ist Nacht, und ehe er die Treppen heraufkäme, wäre ich schon längst in meinem Zimmer; in einigen Tagen will er ja auch erst wiederkommen. — Er hätte seinen Schlüssel für sich behalten können, wenn ich nicht hinein sollte. — (sie geht ab mit einem Lichte.)

Claus. Der Rathgeber.

Claus. Nun, wie gefällt es Euch hier?

Rathgeber. Ich weiß noch nicht, ich

habe bis jetzt geschlafen, so müde bin ich gewesen. — Wie hell die Sterne scheinen!

Claus. Könnt Ihr in den Sternen lesen?

Rathgeber. Ich wollte daß ich es gelernt hätte. Es muß des Nachts doch noch wohl eine angenehme Beschäftigung seyn.

Claus. Man kann auch sein Schicksal daraus wissen.

Rathgeber. Je zuweilen.

Claus. Glaubt Ihr an Gespenster?

Rathgeber. O ja.

Claus. Jetzt ist grade die schauerliche Stunde,

Rathgeber. Wer jetzt umgehn will, für den ist es eben die wahre Zeit. — Darum will ich auch nur wieder zu Bette gehn.

Claus. Ich denke, Ihr habt nun ausgeschlafen.

Rathgeber. Blos der Gespenster wegen

— es ist nicht gut, wenn man sich jetzt wach finden läßt.

Claus. Nun so geht. (eine Thür wird mit Gewalt zugeschlagen.)

Rathgeber. Hörst Du wohl? — (er läuft schnell ab.)

Agnes tritt bleich und zitternd herein.

Claus. Was ist Euch, gnädige Frau? —

Agnes. Nichts, nichts, — schaff mir doch ein Glas frisches Wasser. — (Claus ab.)

Agnes. (sinkt in einen Sessel) Leb' ich noch? — Wo bin ich? — Gott im Himmel! wie schlägt mir das Herz, — bis zum Halse hinauf.

Claus. (mit Wasser.)

Agnes. Stell es nur dorthin — ich kann jetzt noch nicht trinken, — geh, geh — mir fehlt nichts, gar nichts. — Geh! (Claus ab.)

Agnes. Ich weiß nicht, wie ich wieder

hieher gekommen bin, — (sie trinkt) jetzt
 wird mir besser. — Es ist finstere Nacht,
 die übrigen schlafen schon. — (sie betrachtet
 den Schlüssel) Hier ist ein blutiger dunkelro-
 ther Flecken, — war der schon vorher da?
 — Ach nein, ich ließ ihn fallen, — alles
 um mich her riecht noch nach Blut. — (sie
 wäscht mit ihrem Schnupstuche den Schlüssel) Er
 will nicht fort, das ist doch wunderbar. —
 O Neugier! verdammte schändliche Neugier!
 ich glaube, es giebt keine größere Sünde,
 als die Neugier! — O und mein Mann,
 wie kommt der mir jetzt vor? — Ach, ich
 muß zu Bette, mein armer Kopf ist ganz
 wüst: — aber die Schlüssel darf ich hier
 nicht so liegen lassen — Gott sei Dank,
 daß der Flecken fort ist. — Ach nein! ich ar-
 mes Kind! auf dieser Seite ist er. Ich weiß
 nicht, was ich anfangen soll, ich will sehn,
 ob ich schlafen kann. (ab.)

Vierter Akt.

(Berners Schloß, Nacht.)

Agnes tritt mit einer Lampe auf, sie stellt sie auf einen Tisch und setzt sich daneben, dann nimmt sie den Schlüssel aus der Tasche.

Agnes. Immer will der Flecken noch nicht fort, ich habe schon den ganzen Tag gerieben, auf alle Art gewaschen, aber er bleibt. — Wenn ich so starr darauf hinschle, so ist es, als wollte er sich verlie-

ren, aber wenn ich die Augen nach andern Gegenständen richte, und dann zu ihm zurückkehre, so ist er immer wieder da, und wie mich dünkt, dunkler als zuvor. Ich könnte sagen, ich hätte ihn verlohren, aber das würde seinen Argwohn nur im höchsten Grade reizen — vielleicht fordert er mir den Schlüssel nicht gleich ab, — vielleicht bemerkt ers auch nicht; — wenn ich ihn ihm gebe, will ich ihm die reine Seite hinreichen; wird er wohl darauf fallen, ihn so genau zu betrachten? — Es kann ja auch seyn, daß der Flecken ausgeht, noch ehe er zurückkömmt. — Ach! wenn mir der gütige Himmel doch so gnädig seyn wollte.

Anne tritt herein.

Anne. Was ist Dir, liebe Schwester?

Agnes. Und wenn es nun nicht geschieht? — Es fehlt nicht viel, so bilde

ich mir ein, der Schlüssel weiß um alles,
und will zu meinem Unglücke nicht wieder
rein werden.

Anne. Schwester!

Agnes. Gott im Himmel! — wer ist da?

Anne. Wie Du erschrickst! — ich bin es.

Agnes. (die schnell den Schlüssel verbirgt)

Dacht ich nicht —

Anne. Wie hast Du Dich seit vorgestern
verändert, Agnes! — Sprich doch zu mir,
Deiner Schwester, die Dich so außerordent-
lich liebt, Du bist in einer Fieberhitze — wie
Du glühst! — Sage doch, fehlt Dir et-
was?

Agnes. Nein, Schwester, Komm, wir
wollen wieder zu Bette gehn.

Anne. Nein, es ist etwas mit Dir vor-
gegangen. Das wirst Du mir nicht ausre-
den. — Warum willst Du mir aber nicht
trauen? Hab' ich Dich schon je hintergan-
gen?

gen? Hast Du mich schon sonst einmal heimtückisch und ohne schwesterliche Liebe gefunden?

Agnes. (weinend) Niemals, niemals, Du bist immer so gut, — o viel, viel besser, als ich.

Anne. Nein, das nicht, ach! Du hast oft von meinen Launen leiden müssen; vergieb mir das. — Kannst Du?

Agnes. Wie Du sprichst!

Anne. Ich habe Dich nun seit vorgestern beobachtet, — Du sprichst nicht, Du schleichst am Tage umher und verbirgst Dich in einem Winkel, — des Nachts schläfst Du nicht, sondern seufzest so schwer — theile mir Deinen Kummer mit; wenn ich Dich auch nicht trösten kann, so kann ich doch vielleicht mit Dir Deine Leiden tragen.

Agnes. Nun, so höre, — aber Du wirst auf mich schelten —

Anne. Nur, wenn Du kein Zutrauen zu mir hast.

Agnes. Du hättest es auch vielleicht gethan. — Du weißt, daß ich von Jugend auf gern etwas Neues sah und hörte, — diese unseelige Eucht macht mich jetzt unglücklich, kostet mich gewiß mein Leben.

Anne. Du erschreckst mich.

Agnes. Ich habe es nicht unterlassen können, gestern in der Nacht in das Zimmer zu gehn, das mir der Ritter zu sehn verboten hatte.

Anne. Und?

Agnes. O wär' ich doch zurückgeblieben! Warum ist der menschliche Geist so eingerichtet, daß ein solches Verbot nur seinen Vorwitz schärft? — Ich weiß nicht, wie ich Dir alle Umstände erzählen soll, denn so oft ich nur daran denke, überläuft mich immer noch ein kalter Schauer. — Ich schloß be-

hutsam auf, und hatte ein Licht in der Hand, ich nahm mir vor, nur ein wenig hineinzusehn, und dann sogleich wieder umzukehren, — als ich also die Thür aufmachte, sah' ich nichts als ein leeres Gemach, im Hintergrunde einen grünen Vorhang, wie vor einem Alkoven, oder einem Schlafzimmer. — Ich konnte unmöglich wieder umkehren, der Vorhang sah so geheimnißvoll aus, es war mir, als wenn er sich bewegte, es war von dem Zugwinde, durch die offen gelassene Thür. Im Gemach war ein drückender seltsamer Dunst. — Um recht vorsichtig zu seyn, zog ich den Schlüssel ab, mit Schauern trat ich herein, und ich hatte eine heimliche Furcht, daß die Thür hinter mir zusallen könnte. — Nun näherte ich mich dem Vorhange, das Herz klopfte mir, ich kann Dich versichern, nicht mehr aus Neugier. Ich schlug ihn mit der Hand zurück, und sah immer noch nichts,

denn das Licht warf nur einen schwachen unbedeutenden Schein hinein. — Ich trat also hinter den Vorhang, — und nun, Schwester, denke, fühle mein Entsetzen, — an den Wänden standen fünf Knochengetrippe umher, — Blut färbte die Wände, Blut lag auf dem Boden, — ich hörte einen lauten Aufschrei im Fenster klingen, ich war es gewiß, die so schrie, der Schlüssel fiel mir aus der Hand, ich war betäubt, es klang, als wenn das Schloß zusammen fiel, — über den Gerippen standen Zettel, mit dem Namen der Geschlachteten, und an welchem Tage sie für ihre Neugier bestraft worden sind, — oder ob ich mir das nur nachher eingebildet habe, denn ich weiß nicht wie ich zurückgekommen bin. — Auch die Letzte haben sie dort ermordet, und in der Eile wahrscheinlich begraben. — O mit welchen Bildern ist seitdem meine Phantasie ange-

fällt! — Ich hatte den Schlüssel aufgenom-
 men, er war in Blut gefallen, — nun war
 ich in der größten Angst, die Thür möchte
 sich zugeschlossen haben. Ich stürzte gegen
 den Vorhang mit einer Gewalt, als wenn
 ich einen Riesen hätte umwerfen wollen, und
 nun stand ich wieder in dem leeren Gemach.
 — O denke Dir, Schwester, wenn ich die
 Nacht über in der Behausung hätte bleiben
 müssen! — Nun hätte der Mond in das
 Gemach des Jammers hineingeschienen, —
 die Gerippe hätten sich vielleicht bewegt, oder
 ich hätte mir es wenigstens eingebildet — ich
 wäre mit dem Kopf gegen die Mauer gelat-
 fen, ich hätte meine wüthenden Arme in d e
 Knochengebäude verwickelt, — ich hätte m i h
 mit dem Tode und Entsetzen wild herum zer-
 tummelt, — denke Dir, denke Dir nur
 Schwester, o über solche Vorstellungen kann
 man wahnsinnig werden.

Anne. Fasse Dich, Agnes, ich halte Dich ja hier in meinen Armen.

Agnes. Was macht das? — Die Entseßlichkeit ist doch nicht weit von uns, Du darfst nur zu jener Thür hinaustreten, so liegt die andte vor Dir, — o Schwester! was ist dies für ein Schloß.

Anne. Kind, wir müssen fort, unsere Brüder müssen uns schützen. — Wenn nur die Alte nicht wäre.

Agnes. Sie hilft uns vielleicht.

Anne. Armes Kind! Sie ist gewiß mit dem Bösewichte einverstanden.

Agnes. Gott, und sie ist so alt!

Anne. Unglückliche Schwester! —

Agnes. Aber er kömmt vielleicht nicht wieder, Du machtest mich vorgestern noch mit diesem Gedanken traurig, — o jetzt ist er fast mein einziger Trost. —

Anne. Und wenn er nun zurückkömmt. —

Agnes. Ach Schwester, ich glaube, ich bin verlohren! — Und die Alte sollte um alles wissen! Wie müßte ihr dabei zu Muth seyn, — ach! aber sie hat ein entsetzliches Wesen. — Wenn sie nun an alles denkt, wenn ihr die Blutkammer nun immer gegenwärtig ist, wie kann sie essen, trinken und schlafen, und er, — er, — sage mir, wie kann ein solches Ungeheuer aus dem Menschen werden! — Es ist alles wie ein fremdes Märchen, wenn ich es aus der Ferne ansehe, — und dann, — daß ich im Mittelpunkt dieses entsetzlichen Gemählde stehe! —

Anne. Fasse Dich nur, damit wenigstens die Rettung noch möglich ist, damit nur Dein Verstand nicht leidet.

Agnes. Er hat vielleicht schon gelitten. — Ach, Anne, es wäre schrecklich, wenn ich mir nur einbildete, daß Du mich so schwesterlich tröstetest, wenn die Alte mir so

wie Du gegenübersäße — (sie greift sie an)
Aber Du bist es, nicht wahr?

Anne. Agnes! Agnes! thue Dir selbst
Gewalt an, laß den Wahnsinn fahren.

Agnes. Nein, Du bist es selbst. —
Sieh, diesen verrätherischen Schlüssel, Tag
und Nacht habe ich daran gearbeitet, diesen
schrecklichen Flecken zu vertilgen, aber alles
ist umsonst.

Anne. Erhiße Dich nicht noch mehr, sei
gelassen.

Mechtilde kommt mit einer Laterne.

Anne. Seid Ihr auch schon so früh auf?

Mechtilde. Ja, ich bin schon das
ganze Haus durchkrochen, denn ich habe ei-
ne Ahndung, daß unser Herr heut wieder-
kommt.

Agnes. Der Herr?

Mechtild e. Erschreckt Ihr doch ordentlich vor Freuden. — Aber wie kommt Ihr beide schon so früh aus den Federn?

Anne. Meine Schwester ist nicht wohl —

Mechtild e. Nicht wohl? Ihr seid auch ganz blaß; ey, das wird dem Ritter nicht lieb seyn. — Ich will mich zu Euch setzen, denn mit dem Schlafen ist es jetzt doch vorbei: wenn es einmal so früh geworden ist, schläft man nicht leicht wieder ein.

Agnes. Setzt Euch. —

Mechtild e. Wir wollen uns Märchen zur Kurzweil erzählen, das hält die Augen hübsch offen, besonders wenn sie etwas fürchterlich sind.

Anne. Ich weiß keine, erzählt Ihr uns etwas.

Mechtild e. Seht, da geht der liebe Mond schon unter, nun wird der Himmel recht schwarz und finster. — Eure Lampe

geht ja auch aus, ich will meine Laterne auf den Tisch stellen. — Ich weiß auch nicht viel, und Erzählen ist sonst nicht meine Sache. — Seht, es wohnte ein Förster einmal in einem dicken, dicken Wald; der Wald war so dick, daß der Sonnenschein nur immer in kleinen Stückchen herunterfallen konnte; wenn das Jagdhorn geblasen ward, so klang das fürchterlich. In der dichtesten Gegend des Forstes lag nun gerade das Haus des Jägers. — Die Kinder wuchsen in der Wildniß auf, und sahen gar keine Leute, als ihren Vater, denn die Mutter war schon seit lange gestorben.

Um eine gewisse Jahreszeit traf sich's immer, daß der Vater sich den ganzen Tag im Hause eingeschlossen hielt, und dann hörten die Kinder ein seltsames Rumoren um das Haus herum, ein Winseln und Jauchzen, in Summa: ein Gelärm, wie vom heftigen Satanas. Man brachte dann die

Zeit in der Hütte mit Singen und Beren zu, und der Vater warnte die Kinder, ja nicht hinauszugehn.

Es traf sich aber, daß er auf eine Woche, in die der Tag grade fiel, verreisen mußte. Er gab die strengsten Befehle, aber das Mädchen, theils aus Neugier, theils weil sie den Tag aus Unachtsamkeit vergessen hatte, geht aus der Hütte heraus. — Nicht weit vom Hause lag ein grauer stillstehender See, um den uralte verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzt sich an den See, und indem sie hineinsieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde bärtige Gesichter entgegen sehn; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in der Ferne geht, da kocht das Wasser und wird schwarz und immer schwärzer; — mit einemmale ist es, als wenn so Frösche darin umherhüpfen und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich

hervor und weisen mit dem rothen Zeigefinger nach dem Mädchen hin —

Agnes. Blutig? — Schwester! um Gottes willen sieh die alte Hege! wie sie ihr Gesicht verzogen hat! sieh, Schwester!

Mechtild e. Kind! was ist Dir?

Agnes. Blutig sagst Du? — Ja, blutig! — Willst Du fort! ich kenne Dich nicht mehr, ich mag Dein grinsendes Antlitz mir nicht mehr gegenüber, fort! — So lange ich noch hier zu befehlen habe, sollst Du mir gehorchen.

Mechtild e (geht brummend ab.)

Anne. Schwester! mäßige Dich doch.

Agnes. Du hast es nicht gesehen, wie sie sich unter der Erzählung verwandelte.

Anne. Du bist erhitzt, das sind lauter Einbildungen von Dir.

Agnes. Nun, warum spricht sie auch von Blut? — Ich kann das Wort nicht hören, ohne toll zu werden.

Anna. Du mußt Dich nothwendig noch zu Bette legen, Schlaf muß Dich abkühlen.

— Komm! — (Sie gehn ab.)

(Die Burg Friedheim.)

Simon mit einer Fackel.

Simon. Der Mond ist schon unter. — Er muß aufstehn, er mag wollen oder nicht, denn ich weiß es nun gewiß. — Er kann mir nun nichts mehr einwenden. — (er pocht an eine Thür) Anton! Anton! ermuntere Dich!

Anton. (inwendig) Wer ist da?

Simon. Ich, Simon, Dein Bruder, steh schnell auf, ich habe mit Dir etwas Nothwendiges zu sprechen.

Anton. Stört Dein Wahnsinn jetzt sogar die Ruhe der Mitternacht?

Simon. Sprich nicht so, Bruder, es wird Dich gereuen. — Ich glaube er ist wieder eingeschlafen. — Auf! auf! ermuntre Dich!

Anton. Wirst Du des Rasens nicht müde werden?

Simon. Schimpfe, so viel Du willst, nur steh' auf. — Steh auf! ich lasse Dir doch nicht eher Ruhe, Bruder.

Anton kommt im Schlafleide heraus.

Anton. Sage mir nur, was Du willst.

Simon. Bruder, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können —

Anton. Nun! — ich schlief desto besser.

Simon. Du siehst, daß jetzt meine Pro-
phezeihungen oder Ahndungen, Du magst
es nennen wie Du willst, etwas mehr ein-
treffen als sonst.

Anton. Deine Narrheit anzuhören, hab' ich also aufstehn müssen?

Simon. Ich hab's vorhergesagt, daß unser Bruder die Tochter des Ritters Hans von Marlos entführt habe, und gestern Abend war der alte Mann noch hier.

Anton. Das konnte jedermann errathen.

Simon. Und in dieser Nacht hab' ich unsre Schwester unaufhörlich weinen sehn, und ich habe mich beständig mit dem Blaubart herumgestochen.

Anton. Und was folgt daraus?

Simon. Sie ist in Lebensgefahr, ich versichere es Dich, Bruder, der Blaubart ist ein Bösewicht, wie, kann ich nicht wissen, aber genug, daß er es ist. — Wenn aber nur die Möglichkeit nicht zu läugnen ist, so mußt Du mich anhören, und die kannst Du doch nicht läugnen, oder wenn Du es thust, so bist Du unsinnig.

Anton. Gute Nacht, Bruder.

Simon. Bruder, ist es nicht genug, daß Du Deine Schwester an einen solchen Verworfenen verschleudert hast? willst Du sie nun auch noch schändlicherweise in der höchsten Noth ihres Lebens verlassen? Bist Du blos deswegen ihr Bruder, um ihr Verräther zu seyn? — Anton, erweiche einmal Dein brüderliches Herz, sie sieht jetzt vielleicht mit Sehnsucht aus dem Fenster des Schlosses nach der Gegend hieher, sie wünscht vielleicht, daß ihre tiefen Seufzer uns beide allgewaltig hinziehen könnten, sie klagt über uns, — wir hätten sie überdies schon einmal besuchen sollen, — wir finden sie nachher vielleicht todt, blaß auf der Bahre ausgestreckt —

Anton. Aber, wie kommst Du nur darauf?

Simon. Meine ganze Phantasie ist von diesen betäubten Vorstellungen angefüllt; ich
kann

Kann nichts froher denken und träumen; ich
sinne nur Tod, ich habe keine Ruhe, bis
ich diesen Peter mit dem Schwerdte unter
mich gebracht habe. — Komm, mich dünkt,
ich höre unsre Schwester, so weit es auch
ist. — Wie bald sind unsre Pferde gesattelt,
— wie bald können wir dort seyn!

Anton. Das Tollste bei der Tollheit ist,
daß sie vernünftige Menschen ansteckt.

Simon. Du wirst sehn, daß ich mich
nicht irre.

Anton. Ich begreife selbst nicht, warum
ich Dir nachgebe.

Simon. Zieh Dich an, ich saddle indeß
die Pferde, diese Fackel leuchtet uns noch,
bis die Sonne aufgeht. (von verschiedenen Sei-
ten ab.)

(Wald.)

Leopold von Friedheim. Brigitte.

(beide auf dem Boden gelagert.)

Brigitte. Wird denn die Sonne noch nicht bald aufgehen?

Leopold. Das verwünschte Verirren! — Und mein Knecht behauptete, daß er die Wege genau wisse!

Brigitte. Wie ist Euch, Ritter?

Leopold. Nenne mich doch Du, Liebe.

Brigitte. Der Mond ging recht betrübt unter.

Leopold. Zu meinem Bruder darf ich nicht zurück, denn dort sucht mich Dein Vater gewiß zuerst.

Brigitte. Jetzt bist Du meine einzige Hoffnung.

Leopold. Und Mädchen, so wie ich Dich liebe, könnte Dich doch Niemand anders lieben.

Brigitte. Ist es gewiß wahr, Leopold?

Leopold. Bei meiner Seele! Beim Himmel!

Brigitte. Nun, dann will ich meinen armen alten Vater etwas mehr zu vergessen suchen. Ich weiß nicht, was mich so unwiderstehlich nach Dir zog, ich hatte nur Gelehnke und Bewegung, um vorwärts zu gehn, aber keine, um zurückzubleiben.

Leopold. Wir müssen nun auf dem ersten Schlosse einkehren, das wir antreffen.

Brigitte. Und sobald der Geegen über uns gesprochen ist, gehn wir zu meinem Vater zurück. Nicht wahr, Leopold?

Leopold. Wie Du willst, liebes Mädchen.

Brigitte. Mich dünkt der Tag graut schon.

Leopold. Nun; so wollen wir nach unsern Pferden sehn, und gleich wieder aufsitzen. — Komm, die Büsche sind hier etwas verworren, ich will Dir durchhelfen.
(Sie geht ab.)

Hans von Marlos, und Caspar.

Hans. Hörtest Du nicht Stimmen, Caspar?

Caspar. Es klang mir auch so vor den Ohren, vielleicht find's Unholde.

Hans. Du bist abergläubisch, Caspar.

Caspar. Die ganze Nacht ist mir so unheimlich gewesen. — Nun, den wilden Jäger müßt Ihr ja so gut gehört haben, wie ich. — Und daß uns unsre beiden Pferde umgefallen sind, ist doch wohl auch kein gutes Zeichen.

Hans. Sind sie denn beide todt?

Caspar. Mausetodt.

Hans. Die treuen Thiere! — Wir haben ihnen auch zuviel zugemuthet, sie hatten nicht Ruhe genug, sie sind an ihrem treuen Dienste gestorben.

Caspar. Wenn es nur erst wieder vollends Tag wäre, daß man sehn könnte, wo man wäre.

Hans. Was hilft es, daß es Tag wird, wenn ich meine Tochter, meinen einzig wahren Tag nicht wiederfinde.

Caspar. Ach!

Hans. Worüber seufzest Du?

Caspar. Ich kann es immer nicht vergessen, daß ich Schuld daran bin,

Vorige. Reinhold gewafnet.

Reinhold. Ich höre hier Stimmen. — Wer ihr auch seyn mögt, könnt Ihr mir nicht hier aus der Irre helfen?

Caspar. Wir sind selbst verirrt.

Reinhold. Ich suche den Weg nach Marlof.

Hans. Da trefft Ihr Niemand zu Hause da ist jetzt alles verwaist.

Reinhold. Ihr erschreckt mich; — sagt mir nur, wie — ich muß hin.

Hans. (ihm näher tretend) Was habt Ihr denn auf Marlof zu suchen, junger Mann, wenn eine Jagde vergönnt ist? — O lieber Gott im Himmel! Caspar! ich bin verrückt, oder das ist mein Sohn Reinhold.

Reinhold. Wie? — Seid Ihr mein Vater? — Lieber Vater, seh' ich Euch wieder? (umarmt ihn)

Hans. Bester, theuerster Sohn — und Deine Schwester —

Reinhold. Ist wohl?

Hans. Wohl; zu wohl! auf und davon, und ich alter Narr jage ihr nach.

Reinhold. Aber Ihr seid doch noch wahr?
 fer? — Und Anne, lebt sie noch?

Hans. Sie lebt.

Reinhold. Und verheirathet?

Hans. Nein, sie ist Jungfrau.

Reinhold. Nun, dann sei Gott gedankt!

Hans. Frägst Du gleich nach der, und hast kaum Deinen alten Vater recht angesehen.

Caspar. Er ist noch braver und schöner geworden, Herr.

Reinhold. Guten Morgen, Caspar.

Caspar. Wollte Gott, es träfe uns hier ein guter Morgen.

Reinhold. Wie so?

Caspar. So würden wir uns doch aus den verfluchten Gebüschten herausfinden können.

Reinhold. Die Landstraße ist ja nur

drei Schritte von hier, mein Pferd steht dort.

Caspar. Nun seht nur, Herr, was die Blindheit thut, und wir suchen sie schon seit zwei Stunden mit Händen und Füßen. — Glaubt Ihr noch nicht, daß wir beherzt gewesen sind?

Hans. Ich kann mich in der Freude noch gar nicht finden; ich glaubte immer, Du wärest todt, mein Sohn, — und nun — und so unverhobt —

Reinhold. Wo ist Euer Pferd?

Hans. Todt!

Reinhold. Nun, so setzt Euch auf das meinige, ich gehe neben Euch her, und so erzählen wir uns unsere Geschichte. — Wir müssen doch bald irgend ein Schloß antreffen, und da hören wir vielleicht Nachrichten von meiner Schwester, auch könnt Ihr da wieder ein Pferd bekommen. — (sie gehn ab.)

(Oben auf dem Dache von Berners Schloß, an der einen Seite ist ein Pavillon, auf dessen Spitze ebenfalls Stufen führen.)

Anne. Agnes.

Anne. Wie schön die Sonne aufgegangen ist!

Agnes. Das kann mich nicht trösten.

Anne. Sieh, wie der frische rothe Strahl zwischen den fernen Bergen liegt, — wie die Gegend nach und nach in den Morgenglanz hineintritt!

Agnes. Ach, Anne!

Anne. Was ist, Schwester?

Agnes. Ich wollte, er kehrte nicht zurück. — Du hast mich seit gestern Abend so verwöhnt, daß ich immer zusammenfahre, wenn Du nicht im zärtlichsten Tone mit mir sprichst. In der Krankheit so wie im Unglück werden wir gar zu leicht verzogene Kinder.

Anne. Ich meine es gewiß gut mit Dir.

Agnes. Das weiß ich, und das hält mich auch noch aufrecht. — Hörst Du nicht Musik?

Anne. Nein.

Agnes. Es kommt von der Waldecke dort.

Anne. Du bist überwacht, und davon klingt es Dir vielleicht in den Ohren.

Agnes. Nein, ich höre die Trompeten gar zu deutlich.

Anne. Jetzt höre ich es auch.

Agnes. O mein Herz klopft gar zu ungestüm — sie finds gewiß. — Indessen will ich mich fassen, es wird vielleicht nicht so böse werden, als ich glaube, in der Angst übertreiben wir nur gar zu leicht vor uns selber — nicht wahr, liebe Schwester?

Anne. Natürlich.

Agnes. Es kommt immer näher, es ist

mein Mann — ich kann schon die Fahnen erkennen.

Anne. Sie finds.

(Feldmusik näher, der Zug geht unten an der Burg vorbei.)

Peter. Sieh da, meine Gemahlinn! —
Guten Morgen, Agnes!

Agnes. Guten Morgen!

Peter. Bleibt oben, ich komme hinauf.

(Der Zug verliert sich in die Thore.)

Agnes. Er kommt herauf! er war es wirklich!

Anne. Nimm Dich zusammen, liebe Schwester, es kann noch alles gut werden.

Agnes. Das Leben ist mir fast zuwider geworden, und doch kann ich vor nichts anderm, als vor dem Tode zittern. Ich begreife mich selber nicht.

Peter Berner kommt herauf.

Peter. Und schon so früh bist Du wach?

Agnes. Ich hatte eine Ahndung, daß Du kommen würdest.

Peter. Ich komme eher zurück als ich vermuthen konnte, der Feind hatte sich anders besonnen, und so rückte ich nur ins Feld, um einen vortheilhaften Frieden zu schließen.

Agnes. Das Glück begleitet Dich allenthalben.

Peter. Meinst Du? — Und wie hast Du gelebt unterdessen?

Agnes. Ganz wohl.

Peter. Mich dünkt, Du siehst blaß aus.

Agnes. Weil wir heut so früh aufgestiegen sind.

Mechtild e kommt herauf.

Peter. Kommst Du auch heraufgekrochen, alter Hausdrache?

Mechtilde. Ich muß Euch doch wohl Glück wünschen, Herr Ritter.

Peter. Ich danke Dir.

Mechtilde. Das Frühstück ist auch fertig.

Peter. Schon gut. — Es ist eine schöne Aussicht von hier oben; wenn man aber so hoch steht, muß man sich immer in Acht nehmen, daß man nicht Lust bekommt, hinunterzuspringen.

Anne. Ein Frauenzimmer denkt an so etwas nicht, aber mein Bruder Simon konnte stundenlang darüber sprechen.

Agnes. Hier sind auch die Schlüssel, — doch ich will sie Dir lieber nachher geben.

Peter. Schon gut, — und Du hast alles besehen?

Agnes. Mit vielen Freuden, ich habe mich recht an den Kostbarkeiten ergötzt.

Peter. Gieb sie mir doch lieber jetzt.

Agnes. Hier. — Den goldnen behalte ich noch zurück.

Peter. Wozu denn?

Agnes. Zum Angedenken.

Peter. Märchen.

Agnes. Nein, ich gebe ihn Dir im Ernst noch nicht zurück, ich will Deine Ungeduld einmal auf die Probe stellen.

Peter. Ich werde leicht ungeduldig.

Agnes. Und doch ist unsre Ehe noch zu jung, als daß wir uns jetzt schon zanken sollten.

Peter. Nach dem Zank folgt eine desto angenehmere Versöhnung.

Agnes. Du traust mir gewiß nicht recht; und siehst Du, lieber Mann, darum will ich, Dir zum Vossen, den Schlüssel noch zurück behalten.

Peter. Meinetwegen. — Aber Du giebst ihn mir doch, wenn ich recht ernstlich darum bitte.

Agnes. Wenn ich es Dir nun abschläge!

Peter. Je nun, so magst Du ihn ganz behalten.

Agnes. Ich habe Dich noch nicht bei so guter Laune gesehen.

Peter. Mir ist heut wohl, es geht mir alles nach Wunsch. — Nun, kindische Frau, gib mir den Schlüssel.

Agnes. Hier —

Peter. Nun gut, — wir wollen hinuntergehn und frühstücken.

Mathilde. Kommt, gnädiger Herr.

Peter. Was fehlt Dir denn? (mit dem Schlüssel spielend)

Agnes. Nichts; — wollen wir gehn?

Peter. Was ist denn das hier für ein Fleck?

Agnes. Ein Fleck? — Ist der vielleicht jetzt hinaufgekommen?

Peter. Jetzt? — Heuchlerische Schlange.

O Agnes, ich dachte nicht, Dich so schnell wieder zu verlieren. So geschwinde hat mich noch keine meiner Weiber verlassen, denn mein Befehl galt ihnen immer doch in den ersten Wochen etwas, und Du —

Agnes. Ihr erzürnt Euch!

Peter. Verfluchte Neugier! — (er wirft zornig den Schlüssel hin.) Durch dich kam die erste Sünde in die unschuldige Welt, und immer noch lenkst Du den Menschen zum Verbrechen. Seit Eva neugierig war, sind es alle ihre nichtswürdigen Töchter, keine, keine ausgenommen. — Wehe dem betrogenen Mann, der sich auf Eure falsche Bärtlichkeit, auf Eure unschuldigen Augen, auf Euren Händedruck verläßt! Betrug ist Euer Handwerk; und um bequemer betrügen zu können, seid Ihr schön. Man sollte Euer ganzes Geschlecht von der Erde vertilgen. — Das Weib, das neugierig ist, kann ihrem Mann

Mann nicht treu seyn, der Mann der ein neugieriges Weib hat, ist in keiner Stunde seines Lebens sicher. Neugier ist die Sünde, die jede andre nach sich zieht, denn der Verbrecher sieht kein Ende, keinen Augenblick, wo er mit seinen Erfahrungen stille stehn könnte. Die Neugier hat die entsetzlichsten Mordthaten hervorgebracht, sie war der Sturz der bösen Engel, sie verwandelt die beste Natur in eine schändliche. — O ich will kein Wort mehr sprechen, denn es ist doch nur verschwendeter Athem; dies Laster wird die Welt immer noch beherrschen. — Gut, Du hast Dir selbst Dein Schicksal gewählt.

Agnes. Ihr' seid mir fürchterlich, erbarmt Euch meiner.

Peter. Alte, nimm den Schlüssel auf.

Mathilde. Ich soll wohl das Kabinet aufschließen? — Gut. — Nun seht Ihr, nun kommt Ihr ja immer noch früh genug in die Kammer. (ab.) M

Agnes. (Kniet nieder.) Habt Mitleid
vergebt mir meinen Fürwitz, es soll Euch
nicht gereuen, ich will Euch mit aller mei-
ner Liebe dafür lohnen.

Peter. Wenn ich Euch nicht kannte! Ihr
verabscheut mich jetzt, Ihr würdet entfliehn,
so bald sich nur eine Gelegenheit zeigte.

Agnes. So jung, und ich soll schon ei-
nes so schrecklichen Todes sterben? — O ver-
stoßt mich als Eure Gattin, und laßt mich
als eine Magd hier dienen, laßt mich der
Ältern unterthänig seyn, nur schenkt mir das
Leben.

Peter. Alle Deine Bitten sind vergebens,
es ist gegen mein Gelübde.

Anne. (Kniet nieder.) Seid meiner Schwe-
ster gnädig, und wir wollen Euch beide als
eine Gottheit verehren. Seht die Angst des
armen Mädchens, laßt Euch meine Thränen
zu Herzen gehn.

Peter. Alles ist umsonst.

Agnes. Jede Bitte ist vergebens?

Peter. Bei Gott!

Agnes. (steht schnell auf.) Nun, so steh auf, Schwester, entweihe Deine Knie nicht länger, und so höre mich denn noch zuletzt, Du kaltsütiges, blutdürstiges Ungeheuer, höre, daß ich Dich verabscheue, daß jeder Mensch Dich verabscheuen muß.

Anne. Wären nur noch zwei Mädchen hier, so wollten wir Dir mit unsern Nägeln die kleinen blinzelnden grauen Augen ausfragen.

Agnes. Widerliches Unthier! kein Mensch, sonderu eine Mißgeburt. Als Deine Mutter Dich gebohren hatte, hätte sie Dich wie einen jungen Hund ersäufen sollen, damit Du nicht Unglück in die Welt gebracht hättest.

Peter. Hoho! was hält mich denn ab, Euch beide von hier oben hinunterzustürzen?

— Besinnet Euch doch, Ihr seid ja toll! —
Ist das eine Sprache für Mädchen? — Nun
komm, Agnes, unten ist aufgeschlossen.

Agnes. Und es ist also Dein Ernst? —
O weh! ich kann nicht mehr, meine Kräfte
sind erschöpft.

Peter. Komm!

Agnes. Ein Gebet zum Himmel zu sen-
den — so viele Zeit wirst Du mir doch
noch übrig lassen?

Peter. Aber mach schnell, ich warte un-
ten auf Dich — (ab.)

Agnes. Ach, Schwester, wäre es nicht
eben so gut, wenn ich jetzt gleich hier hin-
unterspränge? — Aber mir fehlt der Muth.
— (sie kniet nieder.) • Ich will beten. —
Wenn doch jetzt meine Brüder kämen —
Schwester, sieh doch einmal ins Feld hin-
aus; es wäre ja doch möglich. — Ach! kein
Gedanke zum Himmel! — Siehst Du nichts?

Peter. (von unten) Agnes!

Agnes. Sogleich.

Anne. Ich sehe nichts als Feld und Bäume, alles ruhig, kein Wind regt sich: — die Bäume hindern hier etwas die Aussicht.

Agnes. Wenn Du nicht schwindlicht wärdest, wollte ich Dich wohl bitten, auf den Pavillon hinaufzusteigen — aber falle ja nicht. — Siehst Du noch nichts?

Peter. Agnes!

Agnes. Den Augenblick!

Anne. Nichts, Bäume, Felder und die Lust schlägt auf dem Boden kleine Wellen, so warm scheint die Sonne.

Agnes. Ach, und ich kann nicht beten, immer ruf ich innerlich wider meinen Willen: Simon! Anton! als wenn mir dadurch geholfen würde.

Peter. Agnes, Du machst mich ungeduldig.

Agnes. Nur noch ein Klein Gebet. —
Siehst Du noch nichts?

Anne. Ich sehe Staub aufsteigen.

Agnes. Wohl! wohl!

Anne. Weh! weh! es ist eine Heerde
Schaafe.

Agnes. (steht auf) Bin ich aber auch nicht
eine Thörinne, auf etwas unmögliches zu hoffen?
Ich will mich in mein Schicksal ergeben, und
der Tod ist mir jetzt lieb. Komm herunter,
Schwester, ich will Abschied von Dir nehmen.

Anne. Still! ich sehe einen Reiter —

Agnes. Wie? sollt' es möglich seyn?

Anne. Er stürzt wie ein Blitz den Berg
herunter —

Agnes. O Gott!

Peter. Agnes, jetzt komm ich hinauf.

Agnes. Ich bin schon auf dem Wege zu
Euch, meine Schwester umarmt mich nur
noch einmal.

Anne. Er kömmt immer näher und näher.

Agnes. Kennst Du ihn nicht?

Anne. Nein, — doch, — es ist Simon. — Er weht mit dem Schnupstuche.
(Sie läßt ihr Tuch wehen.)

Agnes. Wie ist mir? — Ich weiß nicht mehr, ob ich lebe, oder todt bin.

Anne. Er ist schon ganz nahe!

Agnes. Welch ein seltsamer Traum! —
Wenn ich doch erst erwacht wäre! (Sie sinkt nieder.)

Peter. Ins Teufels Namen, Agnes! —

Anne. Braver Bruder! — (Getümmel unten.)

Peter. Was ist denn das? — Ich glaube die Burg steht offen? — Ha! was willst Du, Föfewicht? — (Gefecht.)

Simon stürzt herauf, findet Agnes, nimmt sie in seine Arme, küßt sie und eilt so mit ihr davon.

Anne folgt.

(C a n l.)

Agnes auf einem Sopha, Simon neben ihr.
Anne.

Simon. Sie schlägt die Augen wieder auf, Gott sei Dank!

Anne. Ist er todt?

Simon. Dieser Degen war in seiner Brust. Wie mir leicht ist! — Die Alte hat sich zum Fenster hinausgestürzt.

Anne. Ist Dir auch wohl, Bruder? — Wie Du geritten bist.

Simon. Wie Gottes Strafgericht, ich begreife noch nicht, wie ich hieher gekommen bin, — und als ich Eurer Burg erst ansichtig ward, als ich gar erst Dein Schnupftuch wehen sah, da stürzt ich immer schneller

und schneller, mir vergingen unter dem Sausen der Lust alle Gedanken.

Agnes. Wo bin ich? — Ach Gott! Simon! Du bist wirklich da? — Wo bist Du hergekommen — Wo ist der Ritter?

Simon. Sei ruhig, Schwester, er ist todt, Du bist nun außer aller Gefahr.

Agnes. Wie hat sich alles so schnell geändert! — Simon, mein Beten zu Dir war doch nicht umsonst.

Simon. Tröste Dich nur, und fasse Deine Vernunft wieder zusammen.

Anton tritt ein.

Anton. Und es ist doch wahr gewesen? — O meine Schwester! — Bruder, da hast Du einen braven Streich gemacht.

Simon. Das Schloß war durch einen Zufall offen, sonst wäre doch alles vergebens gewesen.

Anne. Er ist erst heut von einem Zuge zurückgekommen, und da waren alle Knechte noch voller Freude.

Simon. Künftig tadle meine Ahndungen nicht, und sprich nicht von Raserei. — Kam ich nur einen Augenblick später, so war es zu spät.

Vorige. Leopold. Brigittte.

Leopold. Guten Tag, Brüder, Ihr mögt nun wollen oder nicht, so müßt Ihr mich mit meiner Geliebten schützen.

Simon. Von Herzen gern. — Es wird aber gar nicht nöthig seyn, das sagen mir meine Ahndungen.

Leopold. Nun, desto besser.

Simon. Ich muß gehn, und das ganze Schloß in Augenschein nehmen. (ab.)

Brigittte. Wie mir wohl ist, daß wir

doch wieder unter Menschen sind! — Ach
mein Vater!

Vorige. Hans, Reinhold, Caspar.

Hans. Du mein Kind? — Nein, es
ist nicht wahr! — Ein Kind entläuft seinem
alten Vater nicht, — und Du hast so mein
graues Haar vergessen können? — Geh!
das heißt Undank! — Und die Vorsicht ver-
gessen!

Brigitte. Vater!

Reinhold. Geh ich recht? Anne —
(sie umarmen sich.)

Anne. Reinhold!

Reinhold. Immer hab' ich an Dich ge-
dacht, Tag und Nacht, Du warst die Ur-
sach, daß ich in mein Vaterland zurückkam.
— O Vater, seht wie glücklich ich bin, sie

liebt mich noch, Ihr wolltet damals Eure Einwilligung nicht geben, und ich verließ Deutschland. — Laßt Euch jetzt erweichen.

Hans. Sei glücklich mit ihr. — Und Du heißt Leopold? — Also doch kein Spielmann?

Leopold. Nein, Vater.

Hans. Biemlich vorlaut. — Indessen muß ich Gott danken, daß Ihr doch noch ein Ritter seid, ich hatte mir's noch schlimmer vermuthet.

Reinhold. Macht uns alle glücklich.

Hans. Du kömmt von einer langen Reise zurück, und hast also schon das Recht, ein Wort mehr zu sprechen. — Nun da hast Du mein Kind, Leopold, aber Ihr müßt bei mir wohnen.

Leopold. Mit Freuden.

Vorige. Simon. Der Rathgeber.

Claus.

Simon. Hier hab ich noch vortrefliche Leute gefunden, die sich furchtsam in einen Winkel zusammengedrückt hatten. — Nun, Anton, Du wirst wohl diese Burg in Besitz nehmen, ich bleibe bei Dir mit diesen beiden weisen Männern.

Leopold. Und ich besuche Euch manchmal.

Anton. Reinhold bewohnt dann unsre Burg mit unsrer Schwester, denn Agnes wird hier nicht gern bleiben wollen.

Agnes. Nein, fort! fort!

Rathgeber. Und Ihr verlangt doch nur selten Rath von mir?

Anton. Wie meint Ihr?

Claus. Er ist Rathgeber gewesen, und kömmt jetzt auf die Pension. — Wenn es mir

erlaubt ist, vernünftig zu seyn, ist es mir
auch lieber und bequemer.

Simon. Wir werden uns schon mit ein-
ander vertragen.

Anton. Welcher glückliche! welcher
wunderbare Tag!

Der blonde Eckbert.

In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Eckbert nannte. Er war ohngefähr vierzig Jahr alt, kaum von mittler Größe, und kurze hellblonde Haare lagen schlicht und dicht an seinem blassen eingefallenen Gesichte. Er lebte sehr ruhig für sich und war niemals in den Fehden seiner Nachbarn verwickelt, man sah ihn nur selten außerhalb den Ringmauern seines kleinen Schlosses. Sein Weib liebte die Einsamkeit eben so sehr, und beide schienen sich von Herzen zu lieben, nur klag-

ten sie gewöhnlich darüber, daß der Himmel ihre Ehe mit feinen Kindern segnen wolle.

Nur selten wurde Eckbert von Gästen besucht, und wenn es auch geschah, so wurde ihrentwegen fast nichts in dem gewöhnlichen Gange des Lebens geändert, die Mäßigkeit wohnte dort, und die Sparsamkeit selbst schien alles anzuordnen. Eckbert war alsdann heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war, bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, eine stille zurückhaltende Melankolie.

Niemand kam so häufig auf die Burg, als Philipp Walther, ein Mann, an dem sich Eckbert sehr gehängt hatte, weil er an ihm ohngefähr dieselbe Art zu denken fand, die er selbst hatte. Er wohnte eigentlich in Franken, hielt sich aber oft über ein halbes Jahr in der Nähe von Eckberts Burg auf,

sammelte Kräuter und Steine, und beschäftigte sich damit, sie in Ordnung zu bringen, er lebte von einem kleinen Vermögen und war daher von Niemand abhängig. Eßbert begleitete ihn oft auf seinen einsamen Spaziergängen, und mit jedem Jahre entspann sich zwischen ihnen eine genauere Freundschaft.

Es giebt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freunde ein Geheimniß haben soll, was er bis dahin oft mit vieler Sorgfalt versteckt hat, die Seele fühlt dann einen unwiderstehlichen Trieb, sich ganz mitzutheilen, dem Freunde auch das Innerste aufzuschließen, damit er um so mehr unser Freund werde. In diesen Augenblicken geben sich die zarten Seelen einander zu erkennen, und zuweilen geschieht es wohl auch, daß einer vor der Bekanntschaft des andern zurückschreckt.

Es war schon im Herbst als Eßbert an

einem nebligten Abend mit seinem Freunde und seinem Weibe Bertha um das Feuer eines Kamines saß. Die Flamme warf einen hellen Schein durch das Gemach und spielte oben an der Decke, die Nacht sah finster zu den Fenstern hinein und die Bäume draußen schüttelten sich vor nasser Kälte. Walthar klagte über den weiten Rückweg, den er habe, und Eckbert schlug ihm vor, bei ihm zu bleiben, die halbe Nacht unter traulichen Gesprächen zuzubringen, und dann noch in einem Gemache des Hauses bis am Morgen zu schlafen. Walthar ging den Vorschlag ein, und nun ward Wein und die Abendmahlzeit hereingebracht, das Feuer durch Holz vermehrt, und das Gespräch der Freunde ward immer heitrer und vertraulicher.

Als das Abendessen abgetragen war, und sich die Knechte wieder entfernt hatten, nahm Eckbert die Hand Walthers und sagte zu ihm:

Freund, Ihr solltet Euch einmal von meiner Frau die Geschichte ihrer Jugend erzählen lassen, die seltsam genug ist. — Gern, sagte Walter, und man setzte sich wieder um den Kanin.

Es war jetzt grade Mitternacht, der Mond sah abwechelnd durch die vorüberflatternden Wolken. Ihr müßt mir verzeihn, fing Bertha an, aber mein Mann sagt, daß Ihr so edel denkt, daß es unrecht ist, Euch etwas zu verhehlen. Nur müßt Ihr meine Erzählung für kein Märchen halten, so sonderbar sie auch klingen mag.

Ich bin in einem Dorfe geboren, mein Vater war ein armer Hirte. Die Haushaltung bei meinen Eltern war nicht zum besten bestellt, sie wußten sehr oft nicht, wo sie das Brodt hernehmen sollten. Was mich aber noch weit mehr jammerte, war, daß mein Vater und meine Mutter sich oft über ihre

Armuth entzweiten, und einer dem andern dann bittere Vorwürfe machte. Sonst hört' ich beständig von mir, daß ich ein einfältiges dummes Kind sei, das nicht das unbedeutendste Geschäft auszurichten wisse, und wirklich war ich äußerst ungeschickt und unbeholfen, ich ließ alles aus den Händen fallen, ich lernte weder nähen noch spinnen, ich konnte nichts in der Wirthschaft helfen, nur die Noth meiner Eltern verstand ich außerordentlich gut. Oft saß ich dann im Winkel und füllte meine Vorstellungen damit an, wie ich ihnen helfen wollte, wenn ich plötzlich reich würde, wie ich sie mit Gold und Silber überschütten und mich an ihrem Erstaunen laben wollte, dann sah ich Geister heraufschweben, die mir unterirdische Schätze entdeckten, oder mir kleine Kiesel gaben, die sich nachher in Edelsteine verwandelten, kurz, die wunderbarsten Phantasien beschäftigten

mich dann, und wenn ich nun aufstehn mußte, um irgend etwas zu helfen, oder zu tragen, so zeigte ich mich noch viel ungeschickter, weil mir der Kopf von allen den seltsamen Vorstellungen schwindelte.

Mein Vater war immer sehr ergrimmt auf mich, daß ich eine so ganz unnütze Last des Hauswesens sei, er behandelte mich daher oft sehr grausam, und es war selten, daß ich ein freundliches Wort von ihm vernahm. So war ich ungefähr acht Jahr alt geworden, und es wurden nun ernstliche Anstalten gemacht, daß ich etwas thun, oder lernen sollte. Mein Vater glaubte, es wäre nur Eigensinn oder Trägheit von mir, um meine Tage in Müßiggang hinzubringen, genug, er setzte mir mit Drohungen unbeschreiblich zu, da diese aber doch nichts fruchteten, züchtigte er mich auf die grausamste Art und fügte hinzu, daß

diese Strafe mit jedem Tage wiederkehren sollte, weil ich doch nur ein unnützes Geschöpf sei.

Die ganze Nacht hindurch weint' ich herzlich, ich fühlte mich so außerordentlich verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, daß ich zu sterben wünschte. Ich fürchtete den Anbruch des Tages, ich wußte durchaus nicht, was ich anfangen sollte; ich wünschte mir alle mögliche Geschicklichkeit und konnte gar nicht begreifen, warum ich einfältiger war, als die übrigen Kinder von meiner Bekanntschaft. Ich war der Verzweiflung nahe.

Als der Tag graute, stand ich auf und eröffnete fast ohne daß ich es wußte, die Thür unsrer kleinen Hütte. Ich stand auf dem freien Felde, bald darauf war ich in einem Walde, in den der Tag fast noch gar nicht hineinschien. Ich lief immerfort, ohne mich

anzusehn, ich fühlte keine Müdigkeit, denn ich glaubte immer, mein Vater würde mich noch wieder einholen, und durch meine Flucht noch grausamer gegen mich werden.

Als ich aus dem Walde wieder heraustrat, stand die Sonne schon ziemlich hoch, ich sah jetzt etwas dunkles vor mir liegen, auf dem ein dichter Nebel lag. Bald mußte ich über Hügel klettern, bald durch einen zwischen Felsen gewundenen Weg gehn, und ich errieth nun, daß ich mich wohl in dem benachbarten Gebürge befinden müsse, und ich fing an, mich in der Einsamkeit zu fürchten. Denn ich hatte in der Ebene noch keine Berge gesehn, und das bloße Wort Gebürge, wenn ich davon hatte reden hören, hatte meinem kindischen Ohre äußerst fürchterlich geklungen. Ich hatte nicht das Herz zurückzugehn, sondern eben meine Angst trieb mich vorwärts; oft sah ich mich erschrocken

um, wenn der Wind über mir weg durch die Bäume fuhr, oder ein ferner Holzschlag weit durch den stillen Morgen hintönte. Als mir Köhler und Bergleute endlich begegneten und ich eine fremde Aussprache hörte, wäre ich vor Entsetzen fast in Ohnmacht gesunken.

Ihr vergebt mir meine Weitschweifigkeit; so oft ich von dieser Geschichte spreche, werde ich wider Willen geschwätzig, und Eßbert, der einzige Mensch dem ich sie erzählt habe, hat mich durch seine Aufmerksamkeit verwöhnt.

Ich kam durch mehrere Dörfer und bettelte, weil ich jetzt Hunger und Durst empfand, ich half mir so ziemlich mit meinen Antworten durch, wenn ich gefragt ward. — So war ich ohngefähr vier Tage fortgewandert, als ich auf einen kleinen Fußsteig gerieth, der mich von der großen Straße immer mehr entfernte. Die Felsen um mich

her gewannen jetzt eine andre, weit seltsamere Gestalt. Es waren Klippen die auf einander gepackt waren, und das Ansehn hatten, als wenn sie der erste Windstoß durcheinander werfen würde. Ich wußte nicht, ob ich weiter gehn sollte. Ich hatte des Nachts immer im Walde geschlafen, denn es war grade zur schönsten Jahreszeit, oder in abgelegnen Schäferhütten; hier traf ich aber gar keine menschliche Wohnung und konnte auch nicht vermuthen in dieser Wildniß auf eine zu stoßen, die Felsen wurden immer furchtbarer, ich mußte oft dicht an schwindlichen Abgründen vorbeigehn, und endlich hörte sogar der Weg unter meinen Füßen auf. Ich war ganz trostlos, ich weinte und schrie, und in den Felsenthälern hallte meine Stimme auf eine schreckliche Art zurück. Nun brach die Nacht herein, und ich suchte mir eine Moosstelle aus, um dort zu ruhn. Ich

konnte nicht schlafen, die Nacht hindurch hörte ich die seltsamsten Töne, bald hielt ich es für wilde Thiere, bald für den Wind, der durch die Felsen Klage, bald für fremde Vögel. Ich betete und schlief nur spät gegen Morgen ein.

Ich erwachte, als mir der Tag ins Gesicht schien. Vor mir war ein steiler Felsen, ich kletterte in der Hoffnung hinauf, von dort den Ausgang aus der Wildniß zu entdecken, und vielleicht Wohnungen oder Menschen gewahr zu werden. Als ich aber oben stand, war alles so, wie um mich her, so weit nur mein Auge reichte, alles war mit einem trüben Dufte überzogen, der Tag war grau und trübe, und keinen Baum, keine Wiese, kein Gebüsch selbst konnte mein Auge entdecken, einzelne Sträucher ausgenommen, die einsam und betrübt in einigen Felsenritzen empor geschossen waren. Es ist

unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur eines Menschen ansichtig zu werden; wäre es auch der fremdeste, hätte ich mich auch vor ihm fürchten müssen. Zugleich empfand ich einen peinigenden Hunger, ich setzte mich nieder und beschloß zu sterben. Aber nach einiger Zeit trug die Lust zu leben dennoch den Sieg davon, ich rasste mich auf und ging unter Thränen, unter abgebrochenen Ausrufungen den ganzen Tag hindurch, am Ende war ich mich meiner kaum noch bewußt, ich war müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben, und fürchtete doch den Tod.

Gegen Abend schien die Gegend umher etwas freundlicher zu werden, meine Gedanken, meine Wünsche lebten wieder auf, die Lust zum Leben erwachte in allen meinen Adern. Ich glaubte jetzt, das Gesäuse einer Mühle aus der Ferne zu hören, ich verdop-

pelte meine Schritte, und wie wohl, wie leicht ward mir, als ich endlich wirklich die Gränze der öden Felsen erreichte, Wälder und Wiesen mit fernen angenehmen Bergen lagen wieder vor mir. Mir war, als wenn ich aus der Hölle in ein Paradies getreten wäre, die Einsamkeit, meine Hilflosigkeit schien mir nun gar nicht fürchterlich.

Statt der gehofen Mühle, stieß ich auf einen Wasserfall, der meine Freude freilich um vieles minderte, ich schöpfte mit der Hand einen Trunk aus dem Flusse, als mir plötzlich war, als hörte ich in einiger Entfernung ein leises Husten. Nie bin ich so angenehm überrascht worden, als in diesem Augenblick, ich ging näher und ward an der Ecke des Waldes eine alte Frau gewahr, die sich auszuruhen schien. Sie war fast ganz schwarz gekleidet, eine schwarze Kappe bedeckte ihren Kopf und einen großen Theil

des Gesichts, in der Hand hielt sie einen Krückenstock.

Ich näherte mich ihr, und bat um ihre Hülfe, sie ließ mich neben sich niedersetzen und gab mir Brod und etwas Wein. In dem ich aß, sang sie mit freischendem Ton ein geistliches Lied. Als sie geendet hatte, sagte sie mir, ich möchte ihr folgen.

Ich war über diesen Antrag sehr erfreut, so wunderbarlich mir auch die Stimme und das Wesen der Alten vorkam. Mit ihrem Krückenstock ging sie ziemlich behende, und bei jedem Schritte verzog sie ihr Gesicht, worüber ich im Anfange lachen mußte. Die wilden Felsen traten immer weiter hinter uns zurück, wir gingen über eine angenehme Wiese, und dann durch einen ziemlich langen Wald. Als wir heraustraten, ging die Sonne grade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindung dieses Abends nie

vergessen. In das sanfteste Roth und Gold war alles verschmolzen, die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der entzückende Scheln, die Wälder und die Blätter der Bäume standen still, der reine Himmel sah aus wie ein aufgeschlossenes Paradies, und die Abendglocken der Dörfer tönten seltsam wehmüthig über die Flur hin. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahndung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergaß mich und meine Führerin, mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldnen Wolken.

Wir stiegen nun einen Hügel hinan, der mit Birken bepflanzt war, von oben sah man in ein kleines Thal voller Birken, mitten in den Bäumen lag eine kleine Hütte. Ein munteres Bellen kam uns entgegen, und bald sprang ein kleiner behender Hund die

Alte

Alte an, und wedelte, dann kam er zu mir, besah mich von allen Seiten und kehrte dann mit freundlichen Gebehrden zur Alten zurück.

Als wir vom Hügel hinunter gingen, hörte ich einen wunderbaren Gesang, der aus der Hütte zu kommen schien, wie von einem Vogel; es sang also:

Waldeinsamkeit
 Die mich erfreut,
 So morgen wie heut
 In ewger Zeit,
 O wie mich freut
 Waldeinsamkeit.

Diese wenigen Worte wurden beständig wiederholt; wenn ich es beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schallmehne durcheinander spielen.

Meine Neugier war außerordentlich gespannt; ohne daß ich auf den Befehl der Alten wartete, trat ich mit in die Hütte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, als

les war ordentlich aufgeräumt, einige Besucher standen auf einem Wandschränke, fremdartige Gefäße auf einem Tische, in einem kleinen glänzenden Käfig hing ein Vogel am Fenster, und er war es wirklich, der die Worte sang. — Die Alte keuchte und hustete, sie schien sich gar nicht wieder erholen zu können, bald streichelte sie den kleinen Hund, bald sprach sie mit dem Vogel, der ihr nur mit seinen gewöhnlichen Worten Antwort gab: übrigens that sie gar nicht, als wenn ich zugegen wäre. Indem ich sie so betrachtete, überlief mich mancher Schauer, denn ihr Gesicht war in einer ewigen verzerrten Bewegung, indem sie dazu wie vor Alter mit dem Kopfe schüttelte, so daß man gar nicht wissen konnte, wie ihr eigentliches Aussehen war.

Als sie sich erholt hatte, zündete sie Licht an, deckte einen ganz kleinen Tisch und trug

das Abendessen auf. Jetzt sah sie sich nach mir um und hieß mir einen von den geflochtenen Rohrstühlen zu nehmen. So saß ich ihr nun dicht gegenüber und das Licht stand zwischen uns. Sie faltete ihre knöchernen Hände und betete laut, indem sie immer ihre Gesichtsverzerrungen machte, so daß es mich beinahe wieder zum Lachen gebracht hätte; aber ich nahm mich sehr in Acht, um sie nicht boshaft zu machen.

Nach dem Abendessen betete sie wieder, und dann wies sie mir in einer ganz kleinen Kammer ein Bett an; sie schlief in der Stube. Ich wachte nicht lange, ich war halb betäubt, aber in der Nacht wacht' ich einigemal auf, und denn hörte ich die Alte husten und mit dem Hunde sprechen und den Vogel dazwischen, der im Traum zu seyn schien und immer nur einzelne Worte von seinem Liede sang. Das machte mit den Bir-

fen, die dicht vor dem Fenster rauschten, und mit dem Gesang einer entfernten Nachtigall ein so wunderbares Gemisch, daß es mir immer gar nicht war, als sei ich erwacht, sondern als fiele ich nur in einen andern noch seltsamern Traum.

Am Morgen weckte mich die Alte, und wies mich bald nachher zur Arbeit an, ich mußte nemlich spinnen, und ich lernte es nun auch bald, dabei hatte ich noch für den Hund und für den Vogel zu sorgen. Ich lernte mich bald in die Wirthschaft finden, und alle Gegenstände umher wurden mir bekannt; nun war mir, als müßte alles so seyn, ich dachte gar nicht mehr daran, daß die Alte etwas seltsames an sich habe, daß die Wohnung etwas abentheuerlich liege, und daß an dem Vogel etwas Außerordentliches sei. Seine Schönheit fiel mir zwar immer auf, denn seine Federn glänzten mit allen

möglichen Farben, das schönste Hellblau und das brennendste Roth wechselte an ihm, und wenn er sang, blähte er sich stolz auf, so daß sich seine Federn noch prächtiger zeigten.

Oft ging die Alte aus und kam erst am Abend zurück, ich ging ihr dann mit dem Hunde entgegen, und sie nannte mich Kind und Tochter. Ich ward ihr endlich von Herzen gut, wie sich unser Sinn denn an alles, besonders in der Kindheit gewöhnt. In den Abendstunden lehrte sie mich lesen, ich begriff es bald, und es ward nachher in meiner Einsamkeit eine Quelle von unendlichem Vergnügen, denn sie hatte einige alte geschriebene Bücher, die wunderbare Geschichten enthielten.

Die Erinnerung an meine damalige Lebensart ist mir noch bis jetzt immer seltsam, von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einhei-

misch, denn der Hund und der Vogel machten denselben Eindruck auf mich, den sonst nur längst gekannte Freunde hervorbringen. Ich habe mich immer nicht wieder auf den seltsamen Namen des Hundes besinnen können, so oft ich ihn auch damals nannte.

Vier Jahre hatte ich so mit der Alten gelebt, und ich mochte überhaupt ohngefähr zwölf Jahr alt sehn, als sie mir endlich mehr vertraute, und mir ein Geheimniß entdeckte. Der Vogel legte nemlich an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perl oder ein Edelstein befand. Ich hatte schon immer bemerkt, daß sie heimlich in dem Käfige wirthschafte, ich hatte mich aber nie darum genau bekümmert. Sie trug mir jetzt das Geschäft auf, in ihrer Abwesenheit diese Eier zu nehmen und in die fremdartigen Gefäße wohl zu verwahren. Sie ließ mir meine Nahrung zurück und blieb nun länger aus, Wochen,

Monathe; mein Mädchen schnurte, der Hund bellte, der wunderbare Vogel sang und dabei war alles so still in der Gegend umher, daß ich mich in der ganzen Zeit keines Sturmwindes, keines Gewitters erinnere. Kein Mensch verirrte sich dorthin, kein Wild kam unserer Behausung nahe, ich war zufrieden und sang und arbeitete mich von einem Tage zum andern hinüber. — Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungesehn sein Leben bis ans Ende fortführen könnte.

Aus dem wenigen, was ich las, bildete ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Menschen, alles war von mir und meiner Gesellschaft hergenommen; wenn von launigen Menschen die Rede war, konnte ich sie mir nicht anders vorstellen, wie den kleinen Spitz, prächtige Frauenzimmer sahen immer wie der Vogel aus,

alle alte Frauen wie meine wunderliche Alte.
 — Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen,
 und spielte nun in meiner Phantasie seltsame
 Geschichten mit mir selber. Ich dachte mir
 den schönsten Ritter von der Welt, ich schmück-
 te ihn mit allen Vortreflichkeiten aus, ohne ei-
 gentlich zu wissen, wie er nun nach allen meinen
 Bemühungen aussah: aber ich konnte ein rech-
 tes Mitleid mit mir selber haben, wenn er
 mich nicht wieder liebte; dann sagte ich lange
 rührende Reden in Gedanken her, zuweilen
 auch wohl laut, um ihn nur zu gewinnen.
 — Ihr lächelt, wir sind jetzt alle über diese
 Zeit der Jugend hinüber.

Es war mir jetzt lieber, wenn ich allein
 war, denn dann war ich selbst die Gebiete-
 terin im Hause. Der Hund liebte mich sehr,
 und that alles was ich wollte, der Vogel
 antwortete mir mit seinem Liede auf alle
 meine Fragen, mein Mädchen drehte sich
 immer munter, und so fühlte ich im Grunde

nie einen Wunsch nach Veränderung. Wenn die Alte von ihren langen Wanderungen zurückkam, lobte sie immer meine Aufmerksamkeit, sie sagte, daß ihre Haushaltung, seit ich dazu gehöre, weit ordentlicher geführt werde, sie freute sich über meinen Wachsthum und mein gesundes Aussehn, kurz, sie ging ganz mit mir wie mit einer Tochter um.

Du bist brav, mein Kind! sagte sie einst zu mir, mit einem schnarrenden Tone; wenn Du so fortfährst, wird es Dir auch immer gut gehn: aber nie gedeiht es, wenn man von der rechten Bahn abweicht, die Strafe folgt nach, wenn auch noch so spät. — In dem sie das sagte, achtete ich eben nicht sehr darauf, denn ich war in allen meinen Bewegungen sehr lebhaft; aber in der Nacht fiel es mir wieder ein, und ich konnte nicht begreifen, was sie damit hatte sagen wollen.

Ich überlegte alle Worte genau, ich hatte wohl von Reichthümern gelesen, und am Ende fiel mir ein, daß ihre Perlen und Edelsteine wohl etwas Kostbares seyn könnten. Dieser Gedanke wurde mir bald noch deutlicher. Aber was konnte sie mit der rechten Bahn meinen? Ganz konnte ich den Sinn ihrer Worte noch immer nicht fassen.

Ich war jetzt vierzehn Jahr alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, daß er seinen Verstand nur darum bekömmet, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nemlich wohl, daß es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen, und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, aufzusuchen. Zugleich war es mir dann vielleicht möglich, den überaus schönen Ritter anzutreffen, der mir immer noch im Gedächtnisse lag.

Im Anfange war dieser Gedanke nichts weiter als jeder andre Gedanke, aber wenn ich so an meinem Rade saß, so kam er mir immer wider Willen zurück, und ich verlohrt mich so darinn, daß ich mich schon gepußt sah und Ritter und Prinzen um mich her. Wenn ich mich dann so verlohren hatte, konnte ich ordentlich betrübt werden, wenn ich wieder aufsaß, und mich in der kleinen engen Wohnung antraf. Wenn ich meine Geschäfte that, bekümmerte sich die Alte nicht weiter um mich.

An einem Tage ging meine Wirthin wieder fort, und sagte mir, daß sie diesmal länger als gewöhnlich ausbleiben würde, ich solle ja auf alles ordentlich Acht geben und mir die Zeit nicht lang werden lassen. Ich nahm mit einer gewissen Bangigkeit von ihr Abschied, denn es war mir, als würde ich sie nicht wiedersehen. Ich sah ihr lange nach und wußte selbst nicht, warum ich so beäng-

stigt war, es war fast, als wenn mein Vorhaben schon vor mir stände, ohne mich dessen deutlich bewußt zu seyn.

Nie hab' ich des Hundes und des Vogels mit einer solchen Umsichtigkeit gepflegt, sie lagen mir näher am Herzen als sonst. Die Alte war schon einige Tage abwesend, als ich mit dem festen Vorsatze aufstand, mit dem Vogel die Hütte zu verlassen, und die sogenannte Welt aufzusuchen. Es war mir erge und bedrängt zu Sinne, ich wünschte wieder da zu bleiben, und doch war mir der Gedanke widerwärtig; es war ein seltsamer Kampf in meiner Seele, wie ein Streiten von zwei widerspenstigen Geistern in mir. In dem einen Augenblick kam mir die ruhige Einsamkeit so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen Welt, mit allen ihren wunderbaren Mannigfaltigkeiten.

Ich mußte nicht, was ich aus mir selber machen sollte, der Hund sprang mich unaufhörlich freundlich an, der Sonnenschein breitete sich munter über die Felder aus, die grünen Birken funkelten: ich hatte die Empfindung, als wenn ich etwas sehr Eiliges zu thun hätte, ich nahm also den kleinen Hund, band ihn in der Stube fest, und nahm dann den Käfig mit dem Vogel unter den Arm. Der Hund krümmte sich und winselte über diese ungewohnte Behandlung, er sah mich mit bittenden Augen an, aber ich fürchtete mich ihn mit mir zu nehmen. Noch nahm ich eins von den Gefäßen, das mit Edelsteinen angefüllt war, und steckte es zu mir, die übrigen ließ ich stehn.

Der Vogel drehte den Kopf auf eine wunderliche Weise, als ich mit ihm zur Thür hinaustrat, der Hund strengte sich sehr an mir nachzukommen, aber er mußte zurückbleiben.

Ich vermied den Weg nach den wilden Felsen, sondern ging nach der entgegengesetzten Seite. Der Hund bellte und winselte immerfort, und es rührte mich recht inniglich; der Vogel wollte einigemal zu singen anfangen, aber da er getragen ward, mußte es ihm unbequem seyn.

So wie ich weiter ging, hörte ich das Bellen immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Ich weinte und wäre beinahe wieder umgekehrt, aber die Sucht etwas Neues zu sehn, trieb mich vorwärts.

Schon war ich über Berge und durch einige Wälder gekommen, als es Abend ward, und ich in einem Dorfe einkehren mußte. Ich war sehr blöde, als ich in die Schenke trat, man wies mir eine Stube und ein Bett an, ich schlief ziemlich ruhig, nur daß ich von der Alten träumte, die mir drohte.

Meine Reise war ziemlich einförmig, aber

je weiter ich ging, je mehr ängstigte mich die Vorstellung von der Alten und dem kleinen Hunde; ich dachte daran, daß er wahrscheinlich ohne meine Hülfe verhungern müsse, im Walde glaubt' ich oft, die Alte würde mir plötzlich entgegentreten. So legte ich unter Thränen und Seufzern den Weg zurück; so oft ich ruhte, und den Käsfig auf den Boden stellte, sang der Vogel sein wunderliches Lied, und ich erinnerte mich dabei recht lebhaft des schönen verlassenen Aufenthalts. Wie die menschliche Natur vergeßlich ist, so glaubt' ich jetzt, meine vormalige Reise in der Kindheit sei nicht so trübselig gewesen als meine jetzige, ich wünschte mich wieder in derselben Lage zu sehn.

Ich hatte einige Edelsteine verkauft, und kam nun nach einer Wanderschaft von vielen Tagen in einem Dorfe an. Schon beim Eintritt ward mir wundersam zu Muth, ich er-

schrak und wußte nicht worüber; aber bald
 erkannt' ich mich, denn es war dasselbe
 Dorf, in welchem ich geboren war. Wie
 ward ich überrascht! wie liefen mir vor Freu-
 de, wegen tausend seltsamer Erinnerungen,
 die Thränen von den Wangen! Vieles war
 verändert, es waren neue Häuser entstan-
 den, andre die man damals erst errichtet
 hatte, waren jetzt in einem baufälligen Zu-
 stande, ich traf auf Brandstellen; alles
 war weit kleiner, gedrängter als ich erwartet
 hatte. Unendlich freute ich mich darauf, mei-
 ne Eltern nun nach so manchen Jahren wie-
 der zu sehen; ich fand das kleine Haus, die
 wohlbekannte Schwelle, der Griff der
 Thür war noch ganz so wie damals, es
 war mir als hätte ich sie nur gestern erst
 angelehnt, mein Herz klopfte ungestüm, ich
 öffnete sie hastig, — aber ganz fremde Ge-
 sichter saßen in der Stube umher und stierten
 mich

mich an. Ich fragte nach dem Schäfer Martin, und man sagte mir, er sei schon seit drey Jahren mit seiner Frau gestorben. — Ich trat schnell zurück, und ging laut weinend aus dem Dorfe hinaus.

Ich hatte es mir so schön gedacht, sie mit meinem Reichthume zu überraschen, durch den seltsamsten Zufall war das nun wirklich geworden, was ich in der Kindheit immer nur träumte, — und jetzt war alles umsonst, sie konnten sich nicht mit mir freuen, und das, worauf ich am meisten immer im Leben gehofft hatte, war für mich auf ewig verloren.

In einer angenehmen Stadt miethete ich mir ein kleines Haus mit einem Garten, und nahm eine Aufwärterin zu mir. So wunderbar, als ich es vermuthet hatte, kam mir die Welt nicht vor, aber ich vergaß die Alte und meinen ehemaligen Aufenthalt etwas mehr, und so lebt' ich im Ganzen recht zufrieden.

Der Vogel hatte schon seit lange nicht mehr gesungen, ich erschreck daher nicht wenig, als er in einer Nacht plötzlich wieder anfang, und zwar mit einem veränderten Liede. Er sang:

Waldeinsamkeit
 Wie liegst du weit!
 O Dir gereut
 Einst mit der Zeit.
 Ach einzige Freud
 Waldeinsamkeit!

Ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen, alles fiel mir von neuem in die Gedanken, und mehr als jemals fühlt' ich, daß ich Unrecht gethan hatte. Als ich aufstand, war mir der Anblick des Vogels ordentlich zuwider, er sah immer nach mir hin, und seine Gegenwart ängstigte mich. Er hörte nun mit seinem Liede gar nicht wieder auf, und er sang es lauter und schallender, als er sonst gewohnt gewesen war. Je mehr ich

ihn betrachtete, je länger machte er mich, ich öffnete endlich den Käfig, steckte die Hand hinein und faßte seinen Hals, herzlich drückte ich die Finger zusammen, er sah mich bittend an, ich ließ los, aber er war schon gestorben. — Ich begrub ihn im Garten.

Jetzt wandelte mich oft eine Furcht vor meiner Aufwärterin an, ich dachte an mich selbst zurück und glaubte, daß sie mich auch einst berauben oder wohl gar ermorden könne. — Schon lange kannt' ich einen jungen Ritter, der mir überaus gefiel, ich gab ihm meine Hand, — und hiermit Herr Walther ist meine Geschichte geendigt. —

Ihr hättet sie damals sehn sollen, fiel Eckbert hastig ein — ihre Jugend, ihre Unschuld, ihre Schönheit, und welch einen unbegreiflichen Reiz ihr ihre einsame Erziehung gegeben hatte. Sie kam mir vor wie ein Wunder, und ich liebte sie ganz unbe-

schreiblich. Ich hatte kein Vermögen, aber durch ihre Liebe kam ich in diesen Wohlstand, wir zogen hieher, und unsre Verbindung hat uns bis jetzt noch keinen Augenblick gereut. —

Aber über mein Schwagen, fing Bertha wieder an, ist es schon tief in die Nacht geworden, — wir wollen uns schlafen legen!

Sie stand auf und ging nach ihrer Kammer, Walther wünschte ihr mit einem Handkusse eine gute Nacht, und sagte: Edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir Euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie Ihr den kleinen Strohm füttert. — Ohne zu antworten ging sie hinein.

Auch Walther legte sich schlafen, nur Albert ging noch unruhig im Saale auf und ab. — Ist der Mensch nicht ein Thor? fing er endlich an; ich bin erst die Veranlassung, daß meine Frau ihre Geschichte erz-

zählt, und jetzt gereut mich diese Vertraulichkeit! — Wird er sie nicht mißbrauchen? Wird er sie nicht andern mittheilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unselige Habsucht nach unsern Edelgesteinen empfinden, und deswegen Plane anlegen und sich verstellen?

Es fiel ihm ein, daß Walthar nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, als es nach einer solchen Vertraulichkeit wohl natürlich gewesen wäre. Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn gespannt ist, so trifft sie auch in allen Kleinigkeiten Bestätigungen an. Dann warf sich Eckbert wieder sein unedles Mißtrauen gegen seinen wackern Freund vor, und konnte doch nicht davon zurückkehren. Er schlug sich die ganze Nacht mit diesen Vorstellungen herum, und schlief nur wenig.

Bertha war krank, und konnte nicht zum Frühstück erscheinen, Walthar schien sich nicht

viel darum zu kümmern, und verließ auch den Ritter ziemlich gleichgültig. Eckbert konnte sein Betragen nicht begreifen, er besuchte seine Gattin, sie lag in einer Fieberhitze und sagte, die Erzählung in der Nacht müsse sie auf diese Art gespannt haben.

Seit diesem Abende besuchte Walther nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg. Eckbert ward durch dieses Betragen im äußersten Grade gepeinigt, er ließ sich zwar gegen Bertha und Walther nichts davon merken, aber jeder mußte doch seine innerliche Unruhe an ihm gewahrt werden.

Mit Bertha's Krankheit ward es immer bedenklicher, der Arzt schüttelte den Kopf, die Röthe von ihren Wangen war verschwunden und ihre Augen wurden immer glühender. — An einem Morgen ließ sie ihren

Mann an ihr Bette rufen, die Mägde mußten sich entfernen.

Lieber Mann, fing sie an, ich muß Dir etwas entdecken, daß mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet, so eine unbedeutende Kleinigkeit es auch scheinen mag. — Du wirst Dich erinnern, daß ich mich immer nicht, so oft ich von meiner Geschichte sprach, trotz aller angewandten Mühe auf den Namen des kleinen Hundes besinnen konnte, mit dem ich so lange umging. — An jenem Abende sagte Walther beim Abschiede plötzlich zu mir: Ich kann mir Euch recht vorstellen, wie Ihr den kleinen Strohm füttert. — Ist das Zufall? Hat er den Namen errathen, oder hat er ihn mit Vorsatz genannt? Und wie hängt dieser Mensch dann mit meinem Schicksale zusammen? — Zuweilen ist es mir eingefallen, ich bilde mir diesen Zufall nur

ein, aber es ist gewiß, nur zu gewiß. —

Ein gewaltiges Entsetzen befiel mich, als mich ein fremder Mensch so auf meine Erinnerungen half. — Was sagst Du, Eckbert?

Eckbert sah seine leidende Gattin mit einem tiefen Gefühle an, er schwieg, und dachte bei sich nach, dann sagte er ihr einige tröstende Worte und verließ sie. — In einem abgelegenen Gemache ging Eckbert in einer unbeschreiblichen Unruhe auf und ab, Walther war seit vielen Jahren sein einziger Umgang gewesen, und doch war dieser Mensch jetzt der einzige in der Welt, dessen Daseyn ihn drückte und peinigte. Es schien ihm, als würde ihm froh und leicht seyn, wenn nur dieser einzige Mensch aus dem Wege geschafft wäre. — Er nahm seine Armbrust, um sich zu zerstreuen und auf die Jagd zu gehn.

Es war ein rauher stürmischer Wintertag, tiefer Schnee lag auf den Bergen und bog

die Zweige der Bäume nieder. Er streifte umher, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, er traf auf kein Bild, und das vermehrte seinen Unmuth. Plötzlich sah er sich in der Ferne etwas bewegen, es war Walther, der Moos von den Bäumen sammelte; ohne zu wissen was er that, legte er an, Walther sah sich um und drohte mit einer stummen Gebehrde, aber indem flog der Bolzen fort und Walther stürzte nieder.

Edbert fühlte sich leicht und beruhigt, und doch trieb ihn ein Schauder nach seiner Burg zurück; er hatte einen großen Weg zu machen, denn er hatte sich weit hinein in die Wälder verirrt. — Als er ankam, war Bertha schon gestorben, sie hatte vor ihrem Tode noch viel von Walther und der Alten gesprochen.

Edbert lebte nun eine lange Zeit in der größten Einsamkeit, er war schon sonst immer etwas

schweremüthig gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin etwas beunruhigte, er hatte immer schon einen unglücklichen Vorfall befürchtet, der sich ereignen könnte: aber jetzt war er ganz mit sich selber zerfallen. Die Ermordung seines Freundes stand ihm unaufhörlich vor Augen, er lebte unter wenigen innern Vorwürfen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich zuweilen nach der nächsten großen Stadt, wo er Gesellschaften und Feste besuchte. Er wünschte durch irgend einen Freund, die Leere in seiner Seele auszufüllen, und wenn er dann wieder an Walthers zurückdachte, so erschrak er schon vor dem Worte Freund; er war überzeugt, daß es ihm nothwendig mit allen seinen Freunden unglücklich gehn müsse. Er hatte so lange mit Bertha in einer schönen Ruhe gelebt, die Freundschaft Walthers hatte ihn so manches Jahr hindurch beglückt, und

jetzt waren beide so plötzlich dahingerafft, daß ihm sein Leben in manchen Augenblicken mehr wie ein seltsames Märchen, als wie ein wirklicher Lebenslauf erschien.

Ein Ritter, Hugo von Wolfsberg, hing sich an den stillen betrübten Eckbert, erschien eine wahrhafte Zuneigung gegen ihn zu empfinden. Eckbert fand sich auf eine wunderbare Art überrascht, er kam der Freundschaft des Ritters um so schneller entgegen, je weniger er sie vermuthet hatte. Beide waren nun häufig zusammen, der Fremde erzeigte Eckbert alle möglichen Gefälligkeiten, einer ritt fast nicht mehr ohne den andern aus, in allen Gesellschaften trafen sie sich, kurz, sie schienen beide unzertrennlich von einander zu seyn.

Eckbert war immer nur auf kurze Augenblicke froh, denn er fühlte es deutlich, daß ihn Hugo nur aus einem Irthume liebe; er

kannnte ihn nicht, er wußte seine Geschichte nicht, und er fühlte wieder denselben Drang, sich ihm ganz mitzutheilen, damit er versichert seyn könne, in wie fern jener Freund sei. Dann hielten ihn wieder Bedenklichkeiten und die Furcht, verabscheuet zu werden, zurück. In manchen Stunden war er so sehr von seiner Nichtswürdigkeit überzeugt, daß er glaubte, kein Mensch könnte ihn seiner Achtung würdigen, der ihn nur etwas näher kenne. Aber er konnte sich nicht widerstehn; auf einem einsamen Spaziertritt, entdeckte er seinem Freunde seine ganze Geschichte, und sagte ihm, ob er wohl einen Mörder lieben könne. Hugo war gerührt und suchte ihn zu trösten, Eßbert folgte ihm mit leichtern Herzen zur Stadt.

Es schien aber seine Verdammniß zu seyn, grade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen, denn kaum waren sie in

den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Mienen seines Freundes nicht gefielen. Er glaubte ein hämisches Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, daß er nur wenig mit ihm sprach, daß er mit den Anwesenden viel redete, und seiner gar nicht zu achten schien. Ein alter Ritter war in der Gesellschaft, der immer sich als den Gegner Eckberts gezeigt, und sich oft nach seinem Reichthum, nach seiner Frau, auf eine eigne Art erkundigt hatte; zu diesem ging jetzt Hugo, und beide sprachen eine Zeitlang heimlich, indem sie beständig nach Eckbert hinsahen. Dieser sah jetzt seinen Argwohn bestätigt, er glaubte sich verrathen, und eine schreckliche Wuth bemeisterte sich seiner. Indem er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Kopf, alle seine Mienen, die ganze, ihm so wohlbekannte Gestalt; er sah noch immer hin, und ward über-

zeugt, daß Niemand als Walther mit dem Alten spreche. — Sein Entsetzen war unbeschreiblich, außer sich stürzte er hinaus, verließ noch in der Nacht die Stadt und kehrte nach vielen Irrwegen auf seine Burg zurück.

Wie ein unruhiger Geist eilte er jetzt von Gemach zu Gemach, kein Gedanke hielt ihm Stand, er eilte von entsetzlichen Vorstellungen zu noch entsetzlicheren, und kein Schlaf kam in seine Augen. Oft fiel er auf den Gedanken, daß er wahnsinnig sei, und sich nur selber durch seine Einbildungskraft alles erschaffe, dann erinnerte er sich wieder der Züge Walthers, und alles ward ihm immer mehr ein Räthsel. Er beschloß eine Reise zu machen, um seine Vorstellungen wieder zu ordnen; den Gedanken an Freundschaft, den Wunsch nach Umgang hatte er nun auf ewig aufgegeben.

Er zog fort, ohne sich einen bestimmten Weg vorzusetzen, ja er betrachtete die Gegenden nur wenig die vor ihm lagen. Als er mit seinem Pferde einige Tage durchtrabt hatte, sah er sich plötzlich in einem Gewinde von Felsen verirrt, in denen sich nirgends ein Ausweg entdecken ließ. Endlich traf er auf einen alten Bauer, der ihm einen Ausweg, einem Wasserfall vorüber zeigte: er wollte ihm zur Danksagung einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus. — Was gilt's? sagte Eckbert zu sich selber, ich könnte mir wieder einbilden, daß dies Niemand anders als Walther sei, — und indem sah er sich noch einmal um, und es war Niemand anders als Walther. — Eckbert spornete sein Roß, so schnell es nur laufen konnte, durch Wiesen und Wälder, bis es erschöpft unter ihm zusammenstürzte. — Unbekümmert setzte er nun seine Reise zu Fuß fort.

Er stieg träumend einen Hügel hinan, es war, als wenn er ein nahes muntres Bel-
len hörte, Birken säuselten dazwischen, und
er hörte mit wunderlichen Tönen ein Lied
singen:

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut,
Mir geschieht kein Leid,
Hier wohnt kein Neid
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Jetzt war es um das Bewußtsein, um die
Sinne Eckberts geschehn, er konnte sich nicht
aus dem Räthsel herausfinden, ob er jetzt
träumte oder ehemals von einem Weibe Ber-
tha geträumt habe, das Wunderbarste ver-
mischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die
Welt um ihn her war verzaubert, und er
keines Gedankens, keiner Erinnerung mächtig.

Eine krumgebückte Alte schlich hustend mit
einer Krücke den Hügel heran. — Bringst
Du

Du meinen Vogel? meine Perlen? Meinen Hund? schrie sie ihm entgegen. Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst. Niemand als ich war Dein Freund Walther, Dein Hugo —

Gott im Himmel! sagte Eckbert stille vor sich hin, — in welcher entsetzlichen Einsamkeit hab' ich denn mein Leben hingebracht! —

Und Bertha war Deine Schwester.

Eckbert fiel zu Boden.

Warum verließ sie mich tückisch? Sonst hätte sich alles gut und schön geendet, ihre Probezeit war ja schon vorüber. Sie war die Tochter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehen ließ, die Tochter Deines Vaters.

Warum hab' ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahndet? rief Eckbert aus.

Weil Du in früher Jugend Deinen Vater einst davon erzählen hörtest: er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich

erziehn lassen. denn sie war von einem andern Weibe. —

Esbert lag wahnsinnig in den letzten Zügen; dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen, und den Vogel sein Lied wiederholen.

Die Geschichte
von den Heymons Kindern,
in zwanzig altfränkischen Bildern.

Kurze Vorerinnerung.

L i e b e r L e s e r ,

Ich weiß nicht, ob Dein Gemüth zuweilen so gestimmt ist, als das meinige, daß Du Dich gern und willig in die Zeit Deiner Kindheit zurück versetzt, Dich aller damaligen Eindrücke erinnerst, und gern vergisst, was Du seit dem gelernt und erfahren hast. Es gewährt einen eignen sonderbaren Genuß, Dein Jahrhundert und die Gegenstände um Dich her aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Du bist vielleicht irgend einmal krank gewesen, geliebter Leser, oder hast Dich einige

Stunden hindurch in einer unvermutheten Einsamkeit befunden; von allen Zerstreuungen verlassen, kann man denn zuweilen an alten wunderlichen Zeichnungen oder Holzschnitten ein Vergnügen finden und sich in ihnen verliehren; man betrachtet dann oft aufmerksam ein unzusammenhängendes und fast unverständiges Bild, wo vorn eine Rathversammlung im königlichen Pallaste sitzt und man hinten das Meer mit Schiffen und Wolken, ohne alle perspektivische Kunst, wahrnimmt. Möchtest Du doch, o mein lieber Leser, ein solches und kein andres Vergnügen in gegenwärtigen altfränkischen Bildern erwarten, die wir Dir jetzt vor die Augen führen wollen. — Lebe wohl! —

Erstes Bild.

Die Pracht des Königs Carl.

Um Pfingsten hielt König Carl, dem man den Zunamen des Großen beigelegt hat, gewöhnlich in Paris ein großes Fest. Alda erschienen alle Herren, Baronen und Fürsten, und goldene und silberne Geschirre standen auf den Tischen, und eine schöne Musik klang durch die Gemächer. Es war bei diesem Feste alles versammelt, was man nur prächtiges sehn mochte.

Der König saß in allem seinen Schmuck, mit seiner glänzenden Krone am Tische, um ihn her seine Freunde, die Ritterschaft und

die Damen, junge Edelleute warteten auf, damit es nirgends, weder an Speise noch an Trank, fehlen möchte.

Bei diesem Feste war auch Henmon, Graf von Dordone, gegenwärtig, ein angesehenener und tapferer Rittersmann, der in allem Kriegswesen überaus erfahren war, so daß auch jedermann Achtung vor ihm hatte. Mit ihm war zugleich da sein Schwestersohn Hugo, ein Jüngling von schönem Angesicht und langen goldgelben Haaren. Dieser näherte sich mit freundlichem und ehrerbietigen Anstande dem Könige, und sagte ihm, daß der Graf Henmon auch gegenwärtig sei, er erinnerte ihn, daß der Graf der einzige wäre, der keine Wohlthat von Seiner Majestät genossen hätte, er möchte ihn wenigstens mit den Gütern wieder belehnen, die dem Grafen gehörten, und die er ihm aus Ungnade entzogen hätte.

Über diese Anrede ward König Carl sehr ergrimmt; er antwortete: daß er dem Grafen Henmon nie in etwas willfahren wolle. Hugo sagte hierauf sehr ernsthaft, daß jedes redliche Gemüth das Betragen des Königs mißbilligen müsse. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sprang Carl auf, zog sein Schwerdt und hieb den Jüngling nieder, daß er sogleich todt blieb. Alles gerieth in die größte Verwirrung, Ritter und Edle sprangen auf, die Tische fielen über den Haufen, die Musik verstummte, und die Spielleute entflohen, kurz, aus der größten Freude entstand plötzlich die größte Traurigkeit.

Zweites Bild.

Krieg; endlich wird Frieden geschlossen.

Der Graf Henmon verließ sogleich mit seinem Anhang die Stadt; er bot alle seine

Freunde auf und überfiel damit das Land, um den Tod seines Veters Hugo zu rächen. Da war groß Rauben und Morden allenthalben; da sah man verwüstete Dörfer und geplünderte Klöster, die Leichen der Erschlagenen lagen auf den Heerstraßen, denn Heymon war in gewaltiger Wuth entbrannt. Carl stellte sich dem Feinde entgegen, aber sein Volk mußte immer der Tapferkeit des Grafen weichen.

Carl versammelte seinen Rath und verbannte den Grafen im zornigen Muth aus seinem Lande, so daß er aller seiner Güter und Titel verlustig war und gleich einem armen Flüchtlinge umherirrte. Dadurch wurden Heymon und seine Freunde nur noch mehr aufgebracht, sie verbrannten und verheerten das Land noch ärger als zuvor, sie raubten alles Gold und Silber das sie fanden, und streuten allenthalben das Elend

des Krieges aus. Malegys, ein Vetter Heymons, that besonders großen Schaden, denn er war in der schwarzen Kunst ein wohl-
 erfahrner Mann. Dieser Krieg währte sieben Jahre, und die Einwohner des Landes kamen endlich demüthig zum König Carl und baten ihn, daß er mit dem furchtbaren Heymon einen Frieden schließen möchte. Carl war anfangs über diese Vorstellung unwillig, schickte aber doch Gesandten mit freundlichem Anerbieten an seinen Feind, denn er sah selbst ein, daß ihm ein solcher Krieg sein Land verderbe. Heymon der jetzt im Vorthelle war, wollte von keinem Frieden hören, aber Carl schickte eine zweite Gesandtschaft, und ließ ihm sogar seine Schwester Aya zur Gemahlinn anbieten, wenn er sich versöhnen wolle. Hierauf ging Heymon den Vertrag ein und der Friede ward geschlossen.

Drittes Bild.

Carlmann soll zum Könige gekrönt werden.

Heymon führte nun seine Braut in die Kirche, wo sie eingesegnet wurden. Roland begleitete sie dorthin. Das hochzeitliche Mahl sollte eingenommen werden, und Heymon bat König Carl, bei ihm zu bleiben; dieser aber brach schnell wieder auf, und zog nach Paris zurück. Heymon ward ergrimmt, und zog nach seinem Schlosse, wo er mit seinen Freunden die Hochzeit in vierzig Tagen und vierzig Nächten auf's prächtigste feierte. Heymon hatte immer noch die abschlägliche Antwort des Königs im Sinne, und als er mit seiner Gemahlinn das Bette besteigen wollte, zog er sein Schwerdt und schwur darauf den Tod Hugo's an allen Nachkommen Carls zu rächen. Seine Hausfrau Aya erschraß, denn sie sah die ernsten und

zornigen Gebährden, und fürchtete sehr das Gemüth des Ritters.

Sie ward schwanger, und als sich die Zeit ihrer Entbindung nahte, gedachte sie an Heymons Schwur, er war grade auswärts in einen Krieg verwickelt. Sie begab sich daher in ein Kloster und gebahr einen Sohn, den sie Ritsort nannte, Bischof Turpin und Graf Roland waren die Pauthen: darnach ließ sie ihn heimlich erziehen.

Heymon kam zurück und seine Gemahlinn ward zum zweitemale schwanger, sie gebahr einen zweiten Sohn, Writsart, als Graf Heymon wieder auswärts war. Eben so geschah es noch einmal, und der Sohn ward Adelhart genannt. Alle diese Kinder wurden heimlich Säugammen übergeben, und nachher wurden sie in einem verborgenen Zimmer des Schlosses erzogen.

Graf Heymon zog von neuem in den

Krieg gegen die Ungläubigen, und dieser Krieg dauerte ganzer sieben Jahre. Nach dieser Zeit kam er wieder in sein Vaterland zurück, und hatte sieben tiefe Wunden an seinem tapfern Leibe und dennoch saß er geharnischt mit Helm und Schild zu Pferde, so, als wenn ihm nichts zugestoßen wäre, aber sein Sinn war groß, denn er hatte gesiegt, und brachte eine kostbare Reliquie, die Dornenkrone unsers Heilandes, mit sich. Seine Hausfrau empfing ihn mit großer Freude, beide gingen in das Schlafzimmer und sie gebahr nach neun Monaten wieder heimlich einen jungen Sohn, der Reinold getauft wurde. Nun hatte Graf Heymon vier Söhne, von denen allen er nichts wußte, denn seine Gemahlinn fürchtete immer noch, daß er sie seinem Eide gemäß umbringen würde, wenn sie ihm die Sache entdeckte. König Carl hatte auch einen Sohn, Na:

mens Carlmann, Dieser war mit Reinold von einem Alter und von einer Größe, aber in seinem funfzehnten Jahre wuchs Reinold dergestalt in die Höhe, daß er einen Fuß länger war, als Carlmann. Schon damals war Reinold der größte und stärkste von seinen Brüdern.

König Carl war jetzt ein Greis geworden und gedachte seinem Sohne Carlmann die Krone aufzusetzen. Er berief daher die Vornehmsten des Reichs, sammt den zwölf Genossen von Frankreich und dem berühmten Bischöfe Turpin. Als alle versammelt waren und eine Stille ausgerufen war, erhob sich König Carl und hielt eine Rede, wie er nun schon alt sei, und das wahre Einsehn in das Reich nicht mehr besitze, er habe daher alle gegenwärtige Herren versammelt, um seinen Sohn, der jung und stark sei, zum König krönen zu lassen. Die Fürsten waren

sich dieses Antrags nicht vermuthet und wußten daher lange nicht, was sie antworten sollten, bis endlich Turpin, der weise Bischof, aufstand und sagte: Mein König, es fehlt in dieser Versammlung noch ein Mann, der zu dieser Krönung unentbehrlich ist, denn er ist fast der tapferste Ritter im ganzen Lande. — Gewiß meint Ihr, antwortete Carl, den Grafen Heymon von Dordone, der mir so großes Leidwesen zugefügt hat, mit Rauben, Brennen und Plündern, aber ich muß es bekennen, er ist ein tapftrer Mann, so daß er fast seines Gleichen nicht hat. Aber ich will nach ihm schicken, wenn Ihr meint, daß es so besser sei.

Die Krönung wurde hierauf noch vierzig Tage verschoben, und man beschloß den Grafen Roland mit einigen andern Herren abzusenden, mit denen der Graf Heymon immer in Frieden und Freundschaft gelebt hatte,

hatte; denn König Carl traute seinem versöhnten Feinde immer noch nicht, auch wußte er es wohl, wie übel es der Graf empfunden, daß er bei der Heirath mit seiner Schwester sein Mähl verschmäht hatte. Er gab daher den Abgesandten allerlei köstliche Geschenke mit, und einem jeden einen Olivenzweig in seiner Hand.

So näherten sie sich dem Schlosse Henmons, und Frau Aya gewahrte ihrer, denn sie saß am Fenster, sie erkannte alle sogleich und war für das Leben der Abgesandten besorgt, denn sie kannte die Gemüthsart ihres Herrn. Als die Ritter daher in den Saal getreten waren, verfügte sie sich auch dort hin, um zu sehen, wie es würde, sie hieß sie dort willkommen, und brachte ihnen einen Becher mit Wein; dann sprach sie bei ihrem Gemahl für die Herren, die in der größten Ungewißheit da standen, denn sie

hatten schon einigemale ihr Begehren angebracht, aber Heymon hatte auch nicht mit einem einzigen Worte geantwortet.

Da ihm nun jetzt seine eigene Gemahlinn zuredete, so ging er ergrimmt im Saale auf und ab, so, daß alle zitterten, dann schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, lehnte sich an einen Pfeiler des Gemachs und weinte bitterlich. Da das die anwesenden Ritter an einem solchen Helden gewahr wurden, so hätten sie beinahe mitgeweint, ohne zu wissen, was ihm sei, so erschütternd war der Anblick; aber die Hausfrau, die eines solchen Anblicks ungewohnt war, zerfloß in Thränen und warf sich zu seinen Füßen nieder, und beschwor ihn, daß er doch Rede und Antwort geben möchte.

Steh auf, unglückselige Frau, sagte er so leutselig, wie sie ihn noch nie hatte sprechen hören; wohl mag ich Dich, so wie mich

selber unglücklich nennen, denn ich habe graues Haar davon getragen, ohne einen Sohn von mir zu sehn, dem ich meine Habe hinterlassen könnte. Keines Siegs, keines Ruhms mag ich mich freuen, denn alles stirbt mit mir weg, keiner aus meinem Geschlechte erwähnt dankbar meiner, und Fremde theilen sich in meine Güter, in die Fahnen und Waffentrüstungen, die ich so mühselig erbeutet habe, und nun soll ich hingehn und Carlmann, den Erben Carls, krönen helfen, ich selbst ohne Erbe, ohne Sohn. Ich weiß, er meint's noch schlimmer mit mir, als der Vater, dürften sie mit mir handeln, wie sie wollten, sie ließen mich nimmermehr am Leben.

Heymon konnte vor Grimm und vor Thränen nicht weiter sprechen, aber seiner Gemahlinn ging das Herz vor Freude auf, sie wußte erst nicht, was sie sprechen sollte,

und erinnerte ihn an den schrecklichen Eid, den er in der Nacht nach der Hochzeit geschworen hatte; aber Heymon sagte: o Giau, solche Eide zu halten, ist nichtswürdig, hätt' ich nur einen Sohn, und es könnte ein Held aus ihm werden, so wollt' ich ihn so lieben, wie Carl seinen Carlmann nimmehr lieben kann. Nun entdeckte ihm Aya ihren verborgenen Handel, darüber wurde Heymon froh und drückte den angekommenen Rittern die Hand von Herzen; dann verließ er sie, um seine Kinder zu besuchen.

Er kam mit seiner Hausfrau vor das verschlossene Gemach, in dem sie lebten, da stand er still, um ihr Gespräch mit anzuhören. Reinold tobte drinnen, und schrie über den Speisemeister, daß er ihnen nicht genug zu essen, und keinen guten Trunk bringe; Adelhart verwies seinem Bruder diese Hefigkeit, und sagte ihm, daß er sich vor

Heymon hüten müsse, der ihn gewiß umbringen ließe, wenn er dem Speisemeister etwas zu Leide thäte.

Was kümmert mich Heymon, der graue Hund! rief Reinold erbozt, wenn ich ihn hier hätte, ich wollte ihn so mit Fäusten zusammenschlagen, daß er liegen bleiben sollte!

Dieser ist gewiß und wahrhaftig mein Sohn, sagte Heymon, aber jetzt will ich's probiren, ob es auch die andern sind. — Ohne weiteres stieß er also mit seinem Fuß an die verschlossene Thür, so daß sie zersprang. Kaum aber stand er im Zimmer, so lief Reinold auf ihn zu und schrie: Was hast Du, alter Graubart, hier zu schaffen? und mit diesen Worten warf er ihn zu Boden. Die andern Brüder kamen auch herzugelaufen, und Heymon der sich nichts Gutes versah, rief: o ihr jungen Helden, schlaget mich nicht, denn ich bin Euer Vater, haltet Ruhe, und

ich will Euch alle zu Rittern schlagen. Als Reinold hörte, daß das sein Vater sei, hob er ihn vom Boden auf und tröstete ihn über seinen harten Fall, darauf umarmte der Vater seine Kinder nach der Reihe, mit besondrer Innbrunst aber schloß er Reinold, den jüngsten, in seine Arme, so daß diesem die Nase zu bluten anfing. — Wärt Ihr nicht mein Vater: rief Reinold, seht, so wollt' ich Euch dafür schlagen, daß Ihr solltet liegen bleiben. — Aber Heymon ward über dergleichen Reden noch mehr erfreut, und Frau Ana stand draußen, und wußte nicht, ob sie lächeln oder weinen sollte.

Viertes Bild.

Das Roß Bayard.

Die Söhne mußten sich nun in dem Saal versammeln, wo sie ihr Vater zu Ritten

schlug, erst den Ritsart, dann Writsart, dann Adelhart, und endlich Reinold. Als er zu diesem kam, hatte der sich die goldnen Sporen schon angezogen, und das Schwerdt umgehängt, und so ging er stolz und übermüthig einher. Der Vater schenkte ihm seine Schlösser Pirlapont und Falkalon, weil er ihn für den würdigsten hielt.

Heymon ließ nun seinen Söhnen mehrere schöne Pferde vorführen, und das schönste gab er dem Reinold; dieser sah es an, und da es ihm schwach vorkam, schlug er es mit der Faust vor dem Kopf, daß es gleich todt niederfiel; hierauf sagte er zu seinem Vater: das Roß ist viel zu schlecht, mich zu tragen, gebt mir ein bessres. Seine Mutter sagte: auf die Art, mein Sohn, möchtest Du wohl alle Pferde zu tode schlagen, und keins könnte Dir gerecht seyn. Aber Heymon ließ ein größeres und stärkeres vorführen; dem

that Reinold eben wie dem vorigen, man brachte ein noch höheres, da sprang er hinauf, daß er dem Pferde den Rückgrad zerbrach, so daß es bald nachher starb. Vater, sagte er betrübt, was soll ich machen, wenn sich keins der Pferde für mich schicken will! Heymon aber war über die ungemeine Stärke seines Sohnes sehr erfreut, und sagte: mein Sohn, ich wüßte wohl noch ein anderes Pferd für Dich, wenn Du es nur zähmen könntest, es ist in einem festen Thurm verwahrt, mein Vetter Malegys hat es mir geschenkt, und heißt Roß Bayart; es ist schwarz wie ein Rabe, und hat kein Haar und Mähne, und ist wohl stärker, als zwanzig andre Pferde. — Gebt mir das Pferd, rief Reinold, und ich will es bezähmen.

Der Vater rieht ihm hierauf einen Harnisch anzulegen, was Reinold sich erst zu thun schämte, da er es nur mit einem Pferde

zu thun haben sollte; da er aber hörte, daß Bayart Steine wie Heu zerbeißen könne, panzerte er sich doch und ging dann mit einem tüchtigen Prügel nach dem Thurme, in dem Bayart stand. Viele Ritter und Frauen folgten ihm, um zu sehen, wie er mit dem Roß handthieren würde.

Als er in den Thurm gekommen war, stellte er sich hin, um Bagart zu betrachten, wie er es mit den übrigen Pferden gemacht hatte, aber Bayart gab ihm einen solchen Schlag, daß er zu Boden fiel. Die Mutter weinte und schrie: Ach, mein Sohn Reinold ist todt, Bayart hat ihn erschlagen, nachdem er drei andre Pferde erschlagen hat. — Heymon trat auf Reinold zu, und schüttelte ihn und sprach: Sei wohlgemuth, mein Sohn, ich schenke Dir das Raß, wenn Du es bezwingst, denn ich gönne es keinem lieber, als Dir. Nun, sagte Aya, wie soll

er denn das Roß bezwingen, da er todt ist?
 — Schweig, Frau, antwortete Heenmon,
 ist er mein Sohn, so wird er gewiß wieder
 aufstehn. — Indem ermunterte sich Reinold
 wieder, und ging mit seinem Prügel auf
 Bayart loß, Bayart aber nahm ihn und
 warf ihn vor sich in die Krippe. Es entstand
 hierauf ein gewaltiger Kampf zwischen dem
 jungen Ritter und dem Roße; endlich packte
 Reinold Bayart beim Halse, und schwang
 sich auf ihn. Dann ließ er ihm die Sporen
 fühlen, so daß Bayart mit gewaltigen Sprün-
 gen zum Thurm hinausarbeitete, und über
 das Feld hin und über breite Gräben setzte.
 Dann ritt Reinold mit dem Pferde zurück,
 stieg ab, streichelte es und wischte ihm den
 Schweiß ab, und Bayart stand und zitterte
 vor dem Ritter; so hatte Reinold das
 Pferd bezwungen, und er legte ihn nun
 auch ein schönes Gebiß an, und puzte es

so auf, wie man mit andern Pferden zu thun pflegt.

Fünftes Bild.

Reinolds Handel am Hofe.

Heymon ritt nun mit seinen Söhnen und den Abgesandten nach Paris, und König Carl kam ihm entgegen, und freute sich ihn zu sehen, denn es war in zwanzig Jahren das erstemal, daß er ihn unbewafnet sah. Carlmann folgte ihm sehr ungern, denn er hatte einen Haß auf Heymon und sein ganzes Geschlecht. Nach einem freundlichen Empfange ritten alle nach Paris zurück. Die Ritterschaft und alle Damen bewunderten Reinolds Schönheit und Stärke, worüber Carlmann sehr ergrimmt ward, weil er sich für den schönsten und tapfersten Ritter im Lande hielt. Er ging zu Reinold, und sagte zu

ihm: Vetter, schenket mir Euer Pferd, so will ich Euch eine andre Gabe dagegen verehren. Reinold antwortete: Es thut mir leid, daß ich Ew. Majestät für jetzt diese Bitte abschlagen muß, denn ich finde sonst kein ander Pferd, das für mich stark genug wäre. Carlmann ging zornig beiseit und sagte: Nun wohl, so soll er auch, wenn ich gekrönt bin, kein Lehn empfangen, so wie die übrigen. Da Reinold dies hörte, ging er wieder zu ihm und sagte: Ich danke Gott, daß mir mein Vater so viel gegeben hat, daß ich Eurer Lehne nicht bedarf.

Als die Tafel gehalten ward, befahl Carlmann, daß man den Heymons Kindern nichts zu essen geben sollte. Alle Ritter und Edle setzten sich, da erscholl Musik, und einem jeden ward aufgetragen, so viel nur sein Herz begehrte; nur die Kinder Heymons erhielten nichts, und man that, als wären

sie gar nicht zugegen. Als Reinold dieses
 inne wurde, ging er hinaus, stieß mit ei-
 nem Fuß die Thür der Küche auf, und nahm
 von den dastehenden Schüsseln so viel als ihm
 beliebte. Der Koch wollte ihm die Schüsseln
 nicht verabsolgen lassen, aber Reinold schlug
 ihn sogleich, daß er zur Erden fiel. Nun
 hatte er mit seinen Brüdern genug; und
 König Carl, der den Vorfall hörte, sagte:
 er hat Recht gethan. Der Marschall näherte
 sich Reinold und sagte: Junger Herr, Ihr
 habt groß Unrecht gethan, den Koch zu er-
 schlagen, wenn ich einer seiner Verwandten
 wäre, so würde ich das schwer an Euch rā-
 chen. Dazu habt Ihr keinen Muth, sagte
 Reinold, und der Marschall ward über diese
 Antwort erzürnt, und schlug nach Rei-
 nold; aber dieser schlug ihn mit der Faust
 sogleich zu Boden, und stieß den Leichnam
 mit dem Fuß, daß er weit in den Saal

hineinrollte. König Carl gebot Ruhe, und daß die Kurzweil und die Musik ungestört fortwähren solle; worauf denn alle guten Dinge waren, und so der Tag zu Ende ging.

Carlmann gebot, daß man in der Nacht den Heymons Kindern kein Bett anweisen sollte, so daß sie in Ruhe schlafen könnten. Als dies Reinold inne ward, machte er in der Nacht ein solches Getöse mit seinen Waffen, daß alles im Schlosse aus den Betten fuhr, und bekümmert war und durcheinander lief. Nun legte sich Reinold mit seinen Brüdern in die Betten, die ihnen am besten gefielen, und diejenigen, die so vertrieben waren, brachten die Nacht unter Klagen und Murren hin.

Am folgenden Tage ward Carlmann in der Kirche feyerlich zum Könige von Frankreich gekrönt, Eine schöne Musik ward aufgeführt, und der ritterliche Bischof Turpin

laß die Messe, und dem jungen Könige ward ein kostbares Schwerdt umgegürtet, und eine überaus köstliche Krone auf das Haupt gesetzt.

Reinold war vom König Carl zum Speisemeister ernannt, Adelhard zum Mundschenken, und sie versahen ihre Dienste sehr wohl, als der Zug zum Pallaste zurückgekommen war; auch Ritsart und Britsart warteten überaus geschickt bei der Tafel auf, so, daß jedermann die adlichen Sitten bewunderte. Nach der Mahlzeit versammelte König Carlmann alle Edlen im Garten, und theilte die Lehen aus, aber den Heymons Kindern gab er nichts, worüber Heymon ergrimmt zu König Carl lief, und ihm diesen Vorfall kund that. Carl verwies in Gedanken die Unart seines Sohnes, und gab allen drei Brüdern sehr ansehnliche Grafschaften zur Lehen, worüber Carlmann, als

er es erfuhr, äußerst erboßt ward. Er sagte:
 ich will jetzt probiren an einem Steinwurfe,
 ob die Edeln meines Landes auch stark und
 gewaltig sind; ich vermesse mich, der stärk-
 ste im Werfen im ganzen Königreich zu seyn.
 — Alle Ritter und Edle schwiegen still, und
 Carlmann wiederholte diese stolzen Worte
 noch einmal. Der alte Heymon konnte diese
 Vermessenheit nicht anhören, und sagte:
 Ew. Majestät sollten Gott im Stillen für
 seine große Gnade danken, wenn dem also
 ist, aber ich kenne einen jungen Helden von
 zwanzig Jahren, der diesen Stein wohl
 weiter werfen könnte, wenn er nur wollte,
 als Ihr es je im Stande seid. — Holt nur
 Euren Sohn Reinold! rief Carlmann er-
 grimmt, damit Ihr selbst gewahr werdet,
 wie Ihr mit Euren prahlerischen Reden zu
 Schanden werden sollt. Da ging Heymon
 abseits seinen Sohn Reinold aufzusuchen,
 und

und weinte bitterlich, denn die Rede Carlmanns hatte ihn gar zu sehr innerlich verdrossen. Reinold sah seinen Vater auf sich zu kommen, und verwunderte sich über die Thränen, die ihm von den Wangen herunterliefen. Heymon erzählte ihm den ganzen Vorfall, und bat seinen Sohn, den Stein doch ja weiter zu werfen, weil er sonst als ein Lügner bestehen müsse, welches ihm in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet sei. Reinold wandte ein, daß Carlmann sein König sei, und daß er ihn nicht erzürnen wolle; worauf Heymon sagte: nun gut, mein Sohn, wenn Du Deinen alten Vater umsonst hast weinen lassen, so muß ich sterben, denn ich kann als Lügner nicht weiter leben. Darauf rief Reinold aus: Nein sterben sollt Ihr nicht, ich will den Stein werfen, und wenn gleich mein Beguer der Teufel wäre. So folgte er seinem Vater zur Gesellschaft.

Carlmann warf den Stein weit weg, die übrigen Ritter warfen auch, aber keiner erreichte Carlmanns Ziel. Reinold nahm ihn und warf ihn viel weiter, als der König gethan hatte. Darauf nahm Carlmann seine ganze Gewalt zusammen, und warf den Stein noch weiter als Reinold, Reinold aber ergriff ihn wieder, und warf ihn mit großer Leichtigkeit so weit über das Ziel hinaus, daß Carlmann den Muth verlor.

Da der junge König sehr erbozt war, so versuchte es der falsche Ganelon, ihn zu trösten. Er schlug ihm vor, dem Adelhart auf den Kopf zuzusagen, daß er sich ermessen habe, ihn im Schachspiel zu überwinden, er sollte also mit ihm spielen und dabei ausmachen, daß derjenige, der fünf Spiele hintereinander gewönne, dem andern das Haupt abschlagen dürfe. Dem Könige gefiel dieser falsche Rath, und er ließ Adel-

hart kommen; dieser weigerte sich lange, um einen so hohen Preis zu spielen, aber Carlmann zwang ihn dazu, und Ganelon bezeugte, daß er sich vermessen habe, den König im Schachspiel zu besiegen. Carlmann gewann drei Spiele hintereinander, und Adelhart war seines Lebens wegen sehr besorgt. Aber er nahm allen seinen Verstand zusammen und gewann das folgende Spiel, und eben so noch vier andre, womit er eigentlich das Haupt des jungen Königs gewonnen hatte. Er neigte sich gegen Carlmann, und sagte: Ich begehre nicht den Vertrag zu erfüllen, aber hüte sich Ew. Majestät vor Demjenigen, der Euch diesen Rath gegeben hat, denn er meint es wahrlich nicht gut mit Euch. Carlmann aber ergriff das silberne Spielbrett, und schlug damit Adelhart ins Angesicht, daß er blutete. Adelhart ging traurig fort in den Stall, lehnte sei-

nen Kopf an Bayart und weinte; dort traf ihn Reinold und fragte ihn, was ihm fehle, er wollte es anfangs verschweigen, weil er den Grimm seines Bruders fürchtete, da ihn aber Reinold selber zu ermorden drohte, wenn er ihm die Wahrheit nicht gestünde, so erzählte er ihm aus Furcht den ganzen Verlauf des gefährlichen Spiels. Da ward Reinold sehr zornig, und sagte: Wie? darf man einem Bruder von mir so begegnen? Kann ich es leiden, daß ich so das brüderliche theure Blut umherfließen sehe? Du hast sein Haupt gewonnen, und ich will es Dir bringen.

Er ließ hierauf Bayart nebst den andern Pferden heimlich aus der Stadt schaffen, dann ging er in Carlmanns Zimmer, bei dem sich Carl und viele Edle befanden; mit grimmigem Gesicht packte er den jungen König bei den Haaren und schlug ihm sein Haupt

mit dem Schwerte ab; worauf er es seinem Bruder Adelhart gab und sagte: Hier hast Du Deinen Gewinnst!

Dann verließen die Brüder mit ihrem Vater die Stadt Paris.

Sechstes Bild.

Die Brüder in der Verbannung.

König Carl war von Schmerz und Erstaunen ganz bewusstlos, er versammelte schnell seine Ritter, und eilte den Flüchtigen nach. Vor dem Thore begann ein heißes Gefecht. Heymon hielt sich mit seinen Söhnen sehr tapfer, doch wurden allen die Pferde unter dem Leibe umgebracht. Da sprangen die drei Brüder hinter Reinold auf sein Pferd Bayart, daß sie alle viere so schnell davon trug, daß keiner sie ereilen konnte. Aber Heymon blieb zurück, und stritt noch

lange zu Fuß, und gebrauchte sich ungemein tapfer. Aber endlich konnte er der Macht nicht länger widerstehn, und gab sich ritterlich gefangen in die Hände des Bischofs Turpin, weil er dem Könige Carl nicht allerdings traute und eine schwere Rache von ihm besorgte.

Als Carl daher den Gefangenen wollte hängen lassen, widersezte sich Turpin und die übrige Ritterschaft, so daß Heymon nur schwören mußte, seine Söhne in die Gefangenschaft zu überliefern, so bald als es ihm möglich wäre.

Reinold kam mit seinen Brüdern auf seinem Schlosse an, sie nahmen zärtlichen Abschied von ihrer Mutter, und beluden sich mit vielen Kostbarkeiten und so entflohen sie nach Spanien; ihr Vater war ein Freund des Königs, und hatte ihm lange gedient, sie hofen daher dort eine gute Aufnahme zu finden.

Der König sah sie in der Ferne kommen, und erkannte sie sogleich an ihrem Familienwappen, er wunderte sich darüber, daß ihrer viere auf einem Pferde ritten, und beschloß, sie sogleich in seine Dienste zu nehmen, weil er sich erinnerte, wie treu und tapfer ihm ihr Vater Heymon ehemals gedient hatte. Er nahm sie daher sehr gnädig auf, versprach ihnen Gold und Unterhalt; sie freueten sich, und gaben ihm dafür ihren Schatz in Verwahrung, den sie mit sich gebracht hatten.

So lange sie am Hofe etwas Neues waren, wurden sie gut gehalten, aber bald wurde man ihrer und ihres treuen Dienstes überdrüssig, dazu warf man ihnen auch immer vor, daß sie ihren Vetter Carlmann erschlagen hätten, und deshalb Landesflüchtig wären.

Reinold war im Herzen ergrimmt, daß

man ihrer mit jedem Tage weniger achtete; nach drei Jahren endlich gab man ihnen gar keinen Sold, noch Kleider, noch Unterhalt. Reinold schickte einen Knappen Wendelin an den König, und ließ sich wenigstens seinen Schatz ausbitten, um weiter ziehn zu können; aber der König ließ den Abgesandten mit Schlägen zum Pallast hinauswerfen, und Reinold bekam diese üble Botschaft. Er ließ daher sein Roß Banart satteln, und vor die Stadt führen, nahm seinen Bruder Adelhart mit sich, und ging so in den Pallast des Königs.

Der König saß grade bei der Tafel, Reinold verbeugte sich demüthig, und begehrte in höflichen Ausdrücken seinen Schatz, um sein Glück in einer andern Gegend zu versuchen zu können, aber der König schwieg tückischerweise still, und gab keine Antwort. Reinold wiederholte sein Gesuch in denselben

Ausdrücken, aber der König schlug die Augen nieder, und that, als vernähme er kein Wort. Hierauf zog Reinold sein Schwerdt und sagte: Ich sehe wohl, daß bei Ew. Majestät keine Güte hilft, ich muß daher mit Ew. Majestät auf eine andre Weise sprechen, ich will Euch das Haupt abschlagen, wie ich meinem Vetter Carlmann gethan habe, und solches als einen Schatz mit mir nehmen. Da der König das Schwerdt sah, fing er an um Gnade zu bitten, aber es war zu spät, Reinold schlug ihm das Haupt ab, und gab es seinem Bruder Adelhart, es an den Sattel zu hängen, und es als einen Schatz mitzunehmen.

Es entstand ein großer Aufruhr in der Stadt, und Reinold hatte genug zu thun, um sich und seine Brüder zu schützen. Von ihrem Rosse Bayart schlugen sie manchen Mann zu todt, und verwundeten manchen,

aber sie alle wurden ebenfalls verwundet. Doch hielten sie sich so tapfer, daß sie endlich davon kamen, und nun überlegten sie, was sie zu thun hätten. Der Entschluß fiel endlich dahin aus, daß sie nach Tarracon zum Könige Joo gehn wollten, der ein abgesetzter Feind des Königs in Spanien war, ihm wollten sie das abgeschlagene Haupt präsentiren, und er würde sie denn wahrscheinlich gütig und freundschaftlich aufnehmen.

Da sie nun in Sicherheit, und schon auf seinem Gebiete waren, so stiegen sie vom Pferde, und verbanden einer dem andern die Wunden. Dann legten sie sich nieder und schliefen, weil alle nach so hartem Drangsal der Ruhe sehr benöthigt waren.

Siebentes Bild.

Reinold vermählt sich.

Als die Brüder ausgeschlafen hatten, gingen sie an den Hof des Königs Ivo, und Reinold trug auf seinem Speere das Haupt des Königs mit der Krone. Der König Ivo verwunderte sich über die Maaßen, als er diese Herren alle auf einem Pferde ankommen sah, er rief seine Rätthe an's Fenster, und alle erstaunten gleich sehr über diesen Anblick.

Reinold und seine Brüder warfen sich vor dem Könige nieder, und gaben sich zu erkennen, dann verehrten sie ihm das Haupt seines Feindes, welches er mit großer Freude annahm. Es wurde ihnen ein köstliches Mahl zubereitet, hernach gab man ihnen schöne Kleider und wies ihnen ihre Wohnungen an. Bald hernach fiel Ivo mit seinem Heere in Spanien ein, und Reinold und seine Brüder begleiteten ihn auf diesem Zuge.

Das Heer war siegreich, besonders durch die Hülfe der Heymons Kinder, und so zogen sie endlich wieder nach Hause.

König Carl hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Reinold mit seinen Brüdern beim Könige Ivo aufhielte, er schickte also heimlich eine Gesandtschaft dahin, um die Auslieferung dieser Ritter zu begehren. Ivo wollte sich nicht gern gegen König Carl auflehnen, weil er dessen Macht fürchtete, aber auch nicht gern für undankbar angesehen werden, weil er durch die Hülfe der Heymons Kinder so siegreich gewesen war; er berief daher seinen Rath zusammen, damit dieser entscheiden sollte, wie er sich in einer so bedrängten Lage zu betragen habe. Die meisten der Rathsherren waren den Heymons Kindern ihres tapfern Betragens wegen sehr gewogen, nur einige waren ihnen entgegen, und da einer von diesen vorschlug, daß man sie aus-

liefern möchte, schlug ihm ein andrer von den Rāthen zu Boden, weil es ein unedler Antrag sei.

Reinold erschien nun selber in der Rathversammlung, er ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, und beehrte von ihm die hohe einsame Steinflippe im Meere, um sich dort eine Wohnung zu bauen, und sicher zu seyn. König Ivo bedachte sich eine Weile, und sein Rath unterstützte Reinold's Gesuch, aber einer war dagegen, und bestand darauf, daß man die Brüder zum Besten des Landes ausliefern solle, aber ein andrer redlicher Rath schlug ihn ebenfalls zu Boden. König Ivo sagte endlich: Lieben Herren, laßet mir das, ich will dem tapfern Reinold die Steinflippe geben, wenn er mir verspricht mein ehrlicher Vasall zu seyn, und mich in Kriegen und Überfällen zu beschirmen, dazu will ich ihm gleichfalls meine

Tochter Clarisse zum ehelichen Gemahl geben, wenn er mir solches verspricht. Reinold versprach es, und die Hochzeit ward in Kurzem auf das prächtigste gefeyert.

Achtes Bild.

Die beste Stein klippe Montalban.

Bald nach der Hochzeit versammelte Reinold eine Menge von Maurern und Zimmerleuten, und gründete so eine Festung, die bald aufgebauet war und die er Montalban nannte. König Jvo kam und besah die Festung, er verwunderte sich über den Bau und über die Unüberwindlichkeit der Stein klippe, denn sie lag im Meer, und der steile Fels war schwer zu erklettern. Da oben hauste nun Reinold mit seinem Gemahl und seinen Brüdern, und er hatte viele Unterthanen und auch ein ansehnliches Stück Land vom Könige bekommen.

König Carl wollte eine Reise nach St. Jago machen, da fuhr er an dieser Klippe vorüber, und verwunderte sich über ihre Festigkeit. Da er hörte daß das Schloß Montalban heiße und Reinold angehöre, ward er ergrimmt, und ließ es durch Roland auffordern, und daß sich Reinold mit seinen Brüdern auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Reinold aber verließ sich auf die Festigkeit seines Schlosses, und ließ zurücksagen, daß er sich nichts um König Carl kümmere, und daß er ihn belagern möchte, wenn er wollte. Das verdroß Carl inniglich; er war daher kaum von seiner Wallfarth zurückgekommen, als er eine Menge Volks versammelte, und damit Reinold in seinem Castell belagerte; aber es war zu fest, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Neuntes Bild.

Reinolds Brüder kommen in Gefangenschaft.

Als eines Tages Reinold mit seinen Brüdern zu Tische saß, ward er plötzlich traurig und ließ den Kopf sinken, so daß sich alle über ihn verwunderten. Adelhart fragte ihn, was ihm fehle, und Reinold antwortete: Lieben Brüder, ich muß mich gar sehr über Euch verwundern, daß keiner von Euch an unsre vielgeliebte Mutter denkt. Ich habe sie nun in sieben Jahren nicht gesehen, und weiß nicht, wie es ihr geht, wie sie aussieht, ob sie in der Zeit nicht schon zum öftern krank gewesen ist. Sie denkt vielleicht oft an uns, und ich muß Euch sagen, ich habe keine Ruhe, bis ich gen Pirlapont gereiset bin, und sie wieder mit Augen gesehen habe.

Die Brüder erschraßen, und suchten ihm diesen Vorsatz auszureden, weil eine solche
Reise

Reise thöricht und gefährlich wäre: denn Aya und Heymon hatten schwören müssen, die Kinder gefänglich auszuliefern, wenn sie sie je in die Hände bekämen.

Was ist das Leben, rief Reinold, wenn wir unsre liebsten Wünsche nicht erfüllen sollen? Und ich sage Euch, daß ich doch sterbe, wenn ich meine Mutter nicht zu sehn bekomme, ich mag nun hingehn, oder nicht.

Da wurden die Brüder traurig, weil sie sahen, daß er seinen Sinn fest darauf gesetzt hatte, und daß kein Ausreden etwas fruchten würde. Sie gingen daher fort, und im nächsten Walde begegneten ihnen vier Pilgrimme, in der Pilgerkleidung und mit Palmzweigen in den Händen. Mit diesen verwechselten die Ritter die Kleider, und kamen so an die Thore von Pirlapont. Aber die Thore waren verschlossen, und als sie deshalb anklopften, fragte der Thorhüter

von der Zinne der Burg, wer da sei? Wir sind vier Pilgrimme, antwortete Reinold, wir sind viele merkwürdige Städte durchwandert, und kommen nun hieher, und haben großen Hunger und Durst; bitten deshalb, Ihr wollet uns einlassen.

Hier ist viel Jammer im Hause, antwortete der Thorhüter, weil wir gestern die Zeitung bekommen haben, daß die vier Söhne Henmons in gefänglicher Haft von König Carl gekommen sind.

Ich bitte Euch um dieser vier Herren willen, antwortete Reinold, daß Ihr uns einlassen wollet.

Der Thorhüter sprach: Wenn Ihr nicht einen so langen Bart trüget, möchte ich Euch fast selber für den stolzen Reinold ansehen; und somit stieg er hinunter und öffnete ihnen das Thor.

Sie gingen zu ihrer Mutter als Pilgrim-

me, und baten um eine Mahlzeit, weil sie eine weite Reise gemacht hätten. Sie saßen nun zu Tische, und Reinold betrachtete seine Mutter sehr genau, er bat sie endlich, ihm auch einen Trunk Wein zu geben, weil er lange keinen guten Wein getrunken habe. Die Mutter holte ihm selber eine Kanne mit Wein aus dem Keller, und schenkte ihm ein. Reinolds Herz ward fröhlich, da er seine Mutter selber ihm einschenken sah, und trank über die Maassen, so daß er ordentlicher weise betrunken ward. Er taumelte umher und begehrte einen Becher nach dem andern, so daß sich Frau Ana über den lustigen Pilgrim verwundern mußte. Er ließ sich immer noch mehr Wein einschenken, so daß sich wohl ihrer vier davon hätten satt trinken mögen, dann taumelte er umher, und sagte zu seiner Mutter: Nun gebt

mir noch einen Becher und ich will meinem
 Better Carl nichts achten. Adelhart erschrak,
 als er diese Worte hörte, er wollte seinen Brue-
 der anstoßen, um ihn zu warnen, aber
 Reinold der trunken war, fiel gleich der
 Länge nach in den Saal hin. Die Mutter
 warf sich auf ihn nieder, und umhalsete ihn,
 und wollte vor Freuden gar nicht wieder von
 ihm lassen, so daß sie Adelhart endlich vom
 Boden aufheben mußte; dann umarmte sie
 auch die übrigen Söhne.

Es war aber einer im Saal zugegen, der
 dem Könige Carl sehr günstig war, er ging
 daher zu Frau Aya und sagte: Gedenket nun
 Eures Eides, und liefert nun Eure Kinder
 Eurem Bruder aus, der auf Euch ergrimmt
 ist; wo es aber nicht geschieht, will ich selbst
 nach Hofe reiten, und anzeigen, daß sie
 sich hier befinden. — Als Aya diese Worte
 hörte, fing sie bitterlich an zu weinen, und

klagte: O Du arger und gottloser Verräther, hast Du so lange mein Brodt gegessen, und darfst nun dergleichen Reden gegen mich führen? Und wenn mein Bruder auch noch viel ergriminter wäre, so will ich ihm dennoch meine Kinder nicht ausliefern.

Der Verräther lief hierauf zum Grafen Heymon, und gebrauchte gegen ihn derselben Worte, aber Heymon erwischte von ohngefähr einen tüchtigen Prügel, und schlug damit den Verräther zu Boden, und sagte: Nun darf ich doch versichert seyn, daß Du es nicht bei Hofe anzeigen wirst. Dann ging Graf Heymon zu seinen Edlen und versammelte sie und viel Volks, daß sie ihm seine Kinder sollten fangen helfen, damit er sie seinem Eide gemäß ausliefern könne.

Die Brüder sahen die Macht auf sich zu kommen, und waren in großen Ängsten, sie wußten sich nicht zu rathen, aber endlich

trugen sie den trunkenen und schlafenden Reinold in ein Gemach, wo sie ihn verschlossen, dann nahmen sie ihre Waffen zur Hand, und widersezten sich dem Volke des Grafen, das eindrang, um sie gefangen zu nehmen. Der Streit dauerte länger als einen Tag, denn die Brüder gebrauchten sich sehr tapfer, und schlugen viel Volks darnieder.

Reinold erwachte nun wieder und war nüchtern, er sah die Bedrängniß seiner Brüder, und eilte sogleich hinzu, um ihnen beizustehn. Er sprang sogleich in das Volk hinein, wo es am dicksten stand, und vor seinem guten Schwerdte stürzte alles nieder und entfloh; worauf Heymon sagte: Ich sehe wohl, daß meine Kinder diesmal werden un- gefangen bleiben, denn Reinold hält sich besser, als alle zusammen. Reinold kam in Wuth und drang auf seinen Vater ein, um ihn niederzuhauen; als Adelhart das ge-

wahr ward, eilte er auf ihn zu und hielt ihn zurück. Laß mich nur, rief Reinold aus, ich will ihn lehren seine Kinder fangen. — Aber Adelhart sagte: Bedenke, Bruder, daß man dann bis in die spätesten Zeiten von uns, als von Bösewichtern sprechen wird, daß kein edles Gemüth mit uns wird Gemeinschaft pflegen wollen; nein, es ist schändlich, lieber Bruder, und gegen die Religion, warum willst Du den Vater tödten? Es ist ja sonst noch Volks genug da, das Du umbringen kannst.

Reinold sah die Worte seines Bruders ein, und ließ von seinem Vater ab, aber er wüthete desto ärger gegen die Übrigen, so daß alles umkam, oder flohe und sich ihm sein Vater gefangen geben mußte. Reinold nahm nunmehr seinen Vater und band ihn rücklings auf ein Pferd, dann gab er den Zügel einem Knaben in die Hand, der es so

an den Hof des Königs Carl führen mußte. Der Thorhüter am königlichen Pallaste verwunderte sich sehr, als er den Grafen so ankommen sah; er fragte erstaunt: Wer ist so kühn, Herr Graf, daß er es wagen darf, Euch als ein Präsent an den Hof zu schicken? Ach, das haben mir meine Kinder gethan, antwortete Heymon, darum, daß ich sie habe fangen wollen.

König Carl ward ungemein betrübt, als er diese Nachricht empfing, er brachte schnell eine Macht zusammen, um die Brüder zu belagern und sie in seine Gewalt zu bekommen.

Reinold sah, wie sich die Schaaren versammelten, und ward in seinem Gemüthe sehr betrübt. Er stand auf der Zinne der Burg und sah wie das feindliche Heer seine Gezelte aufschlug, um ihn und seine Brüder zu belagern. Er ging zu seiner Mutter und fragte sie, ob sie keinen Rath wüßte,

denn nun wäre an kein Entrinnen mehr zu denken, er müßte sich dem Könige gefangen geben. Frau Ana weinte, da sie ihren tapfern Sohn so reden hörte, er wae der jüngste und ihr der liebste, und sie gedachte, daß er noch am ersten seine Brüder retten könne, wenn sie ihm zur Flucht behüßlich wäre. Sie ließ ihn daher sein Pilgerkleid wieder anziehen, dann ließ sie ihn heimlich zu einer verborgnen Thür hinaus, und so entkam Reinold.

Die übrigen Brüder aber waren in der größten Betrübniß, denn sie fürchteten sich sehr vor König Carl, besonders da sie jetzt ihren Bruder Reinold nicht mehr bei sich hatten. Die Mutter schlug ihnen vor, barsüßig und in wollenen Hemden in das Lager des Königs zu gehn, und fußfällig um Verzeihung zu bitten; sie folgten ihrem Rathe, und stellten sich so vor König Carl, ihren Feind.

Carl war sehr ergrimmt, und fragte gleich nach Reinold; sie sagten, daß er entwischt sei, worüber der König noch mehr aufgebracht wurde, und schwur, sie alle hängen zu lassen, wenn der Reinold erst zur Gesellschaft hinzugekommen wäre.

Reinold war indessen auf Montalban angelangt, und voller schwermüthigen Gedanken. Er warf sich vor, daß er an der Abreise seiner Brüder Schuld sei, und sie jetzt feigherzigerweise verlassen habe. Er bestieg sein Roß Bayart und beschloß sie zu erretten. So ritt er mit diesem Gedanken bis vor die Stadt Paris, wo er im Walde stille hielt, und bemerkte, daß ihm ein Jüngling nachgekommen sei, der in seinen Diensten war. Bist Du nachgekommen, mich zu verrathen? rief Reinold. Wie sollt ich, antwortete der Jüngling, zu einer so schändlichen Absicht einen so weiten Weg zurückgelegt haben?

Nein, ich bin Euer Diener und Ihr könnt meiner vielleicht gebrauchen.

Gut, sagte Reinold, so sollst Du ein Abgesandter von mir an König Carl seyn, doch sieh Dich ja gut vor, daß Du Dir einen guten Bürgen setzen lässest, denn Du sollst ihm harte Worte überbringen. Sage ihm von meinetwegen, daß ich es weiß, daß meine Brüder in seiner Haft sind, aber er solle sich wohl vorsehen, ihnen einiges Leid zuzufügen. Wir sind alle erbötig seiner Majestät treu und ehrlich zu dienen, auch in wollenen Hemden und barfüßig demüthigst um Verzeihung zu bitten, aber er soll sie freilassen, und uns in seine Dienste nehmen. Will er sie aber nicht los und ledig geben, so sag' ihm nur, wollt' ich meine ganze Macht daran strecken, und nicht eher ruhen und rasten, bis ich ihm so, wie dem Könige Carlmann gethan hätte

Der Jüngling wollte gehn, aber Reinold rief ihn zurück. Nein, sagte er, Gott bewahre meinen Arm, daß ich Seine Majestät, meinen König und Vetter umbringen sollte; das sei fern von mir, denn es wäre ein grausames und unmenschliches Beginnen. Aber sage mir meine Botschaft gut und verständig, daß er meine Brüder soll freigeben und daß wir ihm treu dienen wollen, aber er muß uns vergeben; wil er aber meine Brüder hängen lassen, so will ich meine ganze Macht daran strecken und es soll ihm dann nimmehr gut gehn.

Der Bothe verfügte sich nun in die Stadt, und ging an den Hof zu König Carl, wo er seinen Auftrag ausrichtete. Er ließ sich aber vorher den König Carl selber zum Bürgen setzen, daß er frei zurückkömme, und es war gut, daß er es gethan hatte, denn König Carl wurde ungemein ergrimmt über

Reinold und seinen Abgesandten, so daß er ihn gewiß würde habe hängen lassen, wenn er ihm nicht so sichere Bürgschaft zugesagt hätte.

Reinold wartete im Walde auf seinen Boten, er war vom Pferde gestiegen und ging unter den Bäumen auf und ab, sein Pferd hatte er an einen Stamm gebunden. Indem er so wartete und über das Schicksal seiner Brüder nachdachte, überfiel ihn eine Schläfrigkeit. Er legte sich nieder, und ehe er es noch bemerkte, war er unter dem Rauschen der alten Bäume fest eingeschlafen. Indem bekam Banart ein Gelüste nach dem frischen Grase, weil er hungrig war, er schüttelte sich also so lange, bis er vom Baume los war, dann ging er nach seiner Lust auf der Weide, weil er seinen Herrn schlafen sah. Dreißig Bauernknechte ohngefähr waren durch einen Zufall im Walde,

wo sie Holz fällten, diese wurden das Roß Bayart gewahr und erkannten es sogleich, daß es Reinolds Pferd sei. Sie machten den Plan, das Roß zu fangen, und umgaben es mit Bäumen und Zweigen von allen Seiten, so daß es nicht davon kommen konnte. Dann banden sie es und führten es nach Paris. Carl war erfreut, daß er das Roß erobert hatte, er schenkte es sogleich dem Grafen Roland, der im Herzen heimlich betrübt darüber war, daß man es seinem Vetter Reinold entwendet hatte.

Reinold erwachte und sah, daß sein treues Roß fort war, er suchte es lange im Walde und war überaus bekümmert. Als er es aber nicht wiederfand, ward sein Jammer groß, er zog den Harnisch aus und warf ihn in's Gebüsch, eben so sein Schwerdt und seinen Schild. Wohl bin ich nun wie ein Thor bestraft, rief er aus, ich Unglück!

seliger! der ich dem Könige Carl so große Worte sagen lasse, und nun nichts davon in's Werk richten kann. Was für Macht soll ich nun daran strecken, um sie zu befreien? Bahart ist mir gestohlen, und ich möchte hier im wilden Walde lieber gleich umkommen, denn meine Brüder sind verloren, und ich kann gar nichts thun, um sie zu erretten.

Solche Klagen trieb Reinold und warf sich dann auf den Boden und machte die wunderlichen Gebärden eines Menschen, der in Verzweiflung ist.

Zehntes Bild.

Die Kunst des Malerhs.

Indem trat ein alter Pilgrimm aus dem Gebüsch und ging auf Reinold zu. Er hatte weiße Haare und einen langen Bart, seine

Augenbraunen hingen ihm über das Gesicht, so daß er durch die Haare sehen mußte, und man von ihm glauben konnte, daß er wohl an zwei hundert Jahr alt sei. Er ging an einem Pilgrimsstabe und hinkte langsam daran einher. Reinold verwunderte sich über die alte Gestalt, die auf ihn zukam.

Der Alte sagte: ei, junger Herr, worüber trauert Ihr denn so sehr? Ich bin weit und breit die Länder durchzogen, aber nirgends, das mag ich sagen, habe ich eine Person angetroffen, die so traurig gewesen wäre, als Ihr es zu seyn scheint. — Ich habe auch die größte Ursache zur Traurigkeit. antwortete Reinold, denn meine Brüder sind verlohren, und ich kann ihnen nunmehr auch nicht helfen, weil man mir mein Roß Banart gestohlen hat. Ich hatte mir große Thaten vorgesetzt, und wollte sie besreien, aber Gott hat es anders gelenkt, darum will ich

ich auch nicht länger widerstreben, sondern mich für überwunden erkennen und mein ganzes Leben aufgeben, denn ich fühle eine große Lust in mir zu sterben. — Das muß nie seyn, antwortete der alte Pilgrimm, richtet Euch wieder auf, die Hülfe ist oft am nächsten, wenn man sie am wenigsten vermuthet, und verehret mir ein Almosen, damit ich für Euch und Eure Brüder beten könne.

Reinold bedachte sich, weil er kein Geld bei sich hatte, da fielen ihm seine goldene Sporen ein, die ihm jetzt gar nichts mehr nütze seyn konnten, da er Banart verlohren hatte. Er band sie also los und gab sie dem Pilgrimm der sie sogleich in einen Sack steckte. Wenn Ihr mir noch etwas zu geben habt, sagte der alte Pilgrimm, so gebt es mir, und ich will in meinem Gebete Eurer dafür gedenken. — Wenn ich mich nicht

schämte. fuhr Reinold auf, so wollt' ich Dich das Bettlerhandwerk lehren, daß Du daran gedenken solltest. Er meinte nemlich, ihm mit dem Schwerdte eins zu versehen, wenn der Pilgrimm nicht zu alt und hinfällig gewesen wäre.

Warum werdet Ihr böse? fuhr der Alte fort, der guten Gaben kann man niemals zu viele sammeln, und im Alter kommen sie einem gut zu statten; darum, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gönnt es mir lieber, als einem andern.

Reinold zog hierauf sein kostbares Unterkleid aus, und sagte: siehe, ich gebe Dir das, davon magst Du eine lange Zeit leben. Der Pilgrimm nahm das Kleid und steckte es in den Sack und sagte: Ich danke Euch, Herr Ritter, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gebt es mir, ich will Eurer Brüder dafür in meinem Gebete gedenken.

Da ward Reinold zornig, und zog sein Schwerdt und hieb nach dem Pilgrimm; der aber sprang zurück und verwandelte sich in einen schönen Jüngling von zwanzig Jahren, aber gleich darauf war er wieder der Alte. Reinold erstaunte, und holte noch einmal mit dem Schwerdte aus, der Pilgrimm sprang aber wieder zurück und stand als ein schöner Jüngling da. Darauf wurde Reinold verwirrt und sagte: Jetzt ist mein Unglück auf das Höchste gestiegen, meine Brüder sind todt, dazu ist mein Roß Bayart gestohlen, mich selber wird man aufhängen, und der Teufel kömmt nun gar noch und fängt an mich zu veriren: das kann und soll nicht so seyn! Er stürzte nun mit Wuth auf den Jüngling zu, um ihn niederzuhauen, der aber fürchtete sich und rief: Seht Euch vor, was Ihr thut, denn ich bin Euer Better Malegys!

Naum hatte Reinold diese Worte vernommen, so fiel er auf seine Knie nieder und bat um seine Verzeihung und um seinen Beistand. Malegys nahm ihn in die Arme, tröstete ihn mit kräftigen Worten und versprach ihm, ihm sein Roß Bazart wieder zu schaffen. Reinold wurde wieder froh und so machten sich beide Ritter auf den Weg nach Paris.

Malegys aber verwandelte den Reinold in einen ganz alten und schwachen Pilger, und so machte er sich auch selber wieder zu einem alten Mann. So kamen sie in die Stadt und setzten sich auf die große Brücke nieder, und die Vorbeigehenden gaben ihnen Almosen, denn sie sahen gar zu erbärmlich aus, besonders Reinold, der für einen Todtfranken in einer Ecke der Brücke lag. Es war grade an demselben Tage, an welchem Roland sein geschenktes Pferd probiren

wollte und es lief viel Golds zusammen, und viele Ritter und Damen, um den Kurzweil mit anzusehn. Reinold hatte sich seine Sporen heimlich wieder anziehen müssen, um desto besser gerüstet zu seyn.

Es kam nun König Carl über die Brücke mit dem Grafen Roland, und Bayart ward hintennach geführt. Der König sah die Pilgrimme, gab dem Malegys ein Almosen und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein. Malegys erzählte viel von den Ländern, durch die er gereiset war, eben so auch von der seltsamen Krankheit seines Gefährten; indem so kam Bayart näher, weil er seinen Herrn witterte, und schnupperte den Reinold freundlich an. Da Malegys das sah, schlug er das Roß mit seinem Stabe zurück, gleichsam als wenn sich sein Gefährte davor fürchtete. Darauf sagte er zum Könige, daß ihm ein weiser Einsiedler gesagt hätte, sein

Geselle würde sogleich gesund werden, wenn er nur einmal so glücklich seyn könnte, auf dem Rosse Bayart zu reiten. Der König antwortete: welch ein glücklicher Zufall, denn das ist eben das Rosß Bayart, welches wir mit uns führen, und seht, das unverständige Thier schnuppert immer nach Eurem Gesellen hin, das muß fürwahr ein wunderbarer Mann seyn.

Darauf befahl er, daß Graf Roland den Franken Pilgrimm nehmen und auf das Pferd setzen möchte; es geschah, aber der Pilgrimm fiel sogleich wieder ab. Roland setzte ihn zum zweitenmale hinauf, und der Pilgrimm fiel von der andern Seite wieder ab, endlich als Reinold zum drittenmale in den Sattel gesetzt ward, blieb er aufrecht sitzen und das Rosß spürte nun seinen Herrn wieder und bäumte sich, und wollte von dannen laufen. Da gab ihm Reinold noch die Sporen und

ließ ihm den Bügel schießen, und das Roß sprang gar behende davon und kam den Rittern bald aus den Augen. Malegys erhob über seinen Gefährten ein großes Klagegeschrei, der gewiß den Hals brechen würde, und Turpin der Bischof, Roland, Olivier und Ogier ritten dem entflohenen Pferde nach.

Im Walde hielt Reinold still, weil er diese Herren nachkommen sah, und gab sich ihnen zu erkennen, denn er wußte, daß sie es alle gut mit ihm meinten. Sie versprachen ihm auch, bei dem Könige für seine Brüder zu bitten, und ritten so zur Stadt zurück. Zum Könige sagten sie, sie hätten das Roß nicht ereilen können, worüber Malegys ein noch lauterer Klagegeschrei erhob; der König bedauerte ihn und gab ihm eine Verzeihung. Dann entfernte sich der listige Zauberer, als wenn er zum Besten seines verlor.

nen Gefährten eine heilige Wallfahrt vornehmen wollte.

Fünftes Bild:

Malegys errettet die Brüder aus dem Gefängnisse.

König Carl ließ nunmehr seinen Rath versammeln, um über die drei gefangenen Brüder ein Urtheil zu sprechen. Er ließ sie in den Saal bringen, und ihnen wie Missethättern die Hände auf den Rücken binden. Darwider setzte sich Bischof Turpin und behauptete, daß sich das nicht gezieme, weil diese Herren von fürstlichem Geblüte seien. Carl aber that einen Schwur, daß er sie wollte hängen lassen, weil sie seinen Sohn Carlmann umgebracht hätten. Turpin versetzte dagegen, daß er es nimmermehr zugeben würde, und daß gewiß der größte Theil der Ritterschaft seiner Meinung wäre, weil

Die meisten mit den Gefangenen verwandt
wären. Darüber wurde König Carl zornig
und schlug nach Bischof Turpin, der Bischof
aber ergriff den König beim Halse und hätte
ihn beinahe erwürgt, wenn nicht Roland
und andre Genossen hinzugesprungen wären
und die Einigkeit wieder hergestellt hätten.
Es wurde endlich beschlossen, daß die Ge-
fangnen noch auf einige Zeit verwahrt gehal-
ten werden sollten, worauf man sich denn
nachher noch einmal bedenken wollte.

So entgingen die Brüder noch dem Tode,
denn dieser Tag war für sie ein gefährlicher
Tag gewesen, und sie hatten ihr Leben schon
für verloren geachtet.

In der Nacht machte sich Malegys auf
und ging nach dem Gefängnisse. Vor seiner
Anst sprangen sogleich alle Thüren auf, auch
fielen den Gefangenen die Ketten von der
Händen. Er gab sich ihnen zu erkennen und

führte sie bis an die Brücke vor Paris, dann sagte er: ich muß nun noch zu König Carl gehn, denn ich habe vergessen ihn um Erlaubniß zu fragen. Ritsart antwortete: Ach, Vetter, diese Erlaubniß wird er Euch nimmermehr geben, denn er hat seine Freude daran, daß er uns will hängen lassen.

Aber Malegns ging vor das Bett des Königs Carl, der noch im tiefsten Schläfe lag, und fragte ihn, ob er ihm erlauben wolle, die Brüder aus dem Gefängnisse zu führen. Carl antwortete: Führe sie, wohin Du Lust hast, denn mich kümmert es nicht; es wußte nemlich der König nicht, was er redete oder sagte. Somit nahm Malegns zugleich auch das Schwerdt und die Krone Karls, so daß dieser es sah, dann verließ er ihn und eilte mit den erretteten Brüdern nach Montalban.

König Carl war sehr ergrimmt, als er

am Morgen seine Krone, sein Schwerdt und seine Gefangenen vermigte.

Zwölftes Bild.

Ein Wettrennen mit Pferden.

König Carl bekam Lust, das beste Pferd in seinem ganzen Lande kennen zu lernen, um es für Roland zu kaufen, damit dieser sich dann desto zuverlässiger dem Reinold widersehen könne, denn durch Roß Bayart war Reinold selbst dem mächtigen Roland überlegen. Der König setzte also die neue Krone, die er sich hatte machen lassen, zum Preise aus, für denjenigen, der mit seinem Pferde zuerst das Ziel erreichen würde, er wollte demjenigen Ritter dann die Krone für den vierfachen Preis abkaufen, dazu auch das Roß; auf diesem Wege hoffte er das beste Roß zu erhalten.

Malegys und Reinold hörten von diesem Turnier, und sie machten sich alsbald mit den Brüdern auf den Weg nach Paris. Unterwegs aber verwandelte Malegys den Reinold in einen Jüngling von vierzehn bis funfzehn Jahren, so daß ihn Niemand erkennen mochte; eben so vertrieb er den Rosse Bahart die schwarzen Farbe und machte ihn zu einem großen und starken Schimmel: über welche Kunststücke Reinolds Brüder sehr lachen mußten, denn sie erkannten selber ihren Bruder und das Roß Bahart nicht wieder. So zogen sie fort und kamen in Paris an, die Brüder aber blieben außerhalb der Stadt.

Als sie in der Herberge abgestiegen waren, ging Malegys in den Stall und band Bahart den einen Schenkel fest, so daß er nicht recht gehen konnte, dazu verwandelte er ihn auch so, daß er ein ganz dürres und mageres Ansehn hatte. Der Wirth war höchst

lich darüber verwundert, und sagte schmä-
hend zu Malegys: O du böser Geselle,
der du dieses gute Roß also verdorben hast,
ganz gewiß bis du Malegys und dein Ge-
selle dort der verbannte Reinold, ich will
gleich zum Könige gehn und es anzeigen.
Als Reinold diese Worte hörte, zog er so-
gleich sein Schwerdt und hieb dem verräthe-
rischen Wirth das Haupt ab.

Es war nun der Tag, an dem das Thur-
nier gehalten werden sollte. Malegys ritt
auf der andern Seite zur Stadt hinaus, und
Reinold kam mit seinem durren und hinken-
den Klepper auf den Turnierplan. Alle Rit-
ter spotteten des Jünglings und seines Pfer-
des, nur ein schalkhafter Knecht war unter
ihnen, welcher sagte: wenn ich anders den
Reinold je gesehen habe, so ist es dieser
Jüngling, und dieses sein Roß muß Roß
Bayart seyn. Bayart, der diese Worte ver-

stand und für seinen Herrn besorgt war, schlug von hinten aus, so daß der Knecht tödt niederfiel. Die Ritter sagten: das Roß hat Recht gethan, warum hat er es also belogen?

Der Wettlauf nahm nun seinen Anfang, und die übrigen Ritter waren mit ihren Pferden schon weit voraus; da löste Reinold dem Bayart heimlich den gebundenen Sattel, und von Stund an bekam das Pferd sein frisches und gesundes Aussehn wieder, und der König und sein ganzes Gefolge verwunderten sich über die Maassen. Das Roß trieb nun ein Springens und Laufens, wie es fast noch nie gethan hatte, so daß es bald allen übrigen Pferden zuvorkam, worüber sich Reinold ungemein erfreute, denn er hatte eine große Begierde zu der Krone. Als er endlich an das Ziel gekommen war, nahm er die Krone von dem Orte weg, wo

sie aufgestellt war, sprang mit dem Rosse in die Seine und schwamm behende an das jenseitige Ufer. König Carl war erstaunt und erschrocken, er rief dem Ritter nach, aber Reinold hatte drüben schon seinen Vetter Mailegns gefunden und rief zurück: seht, ich bin Reinold, und dieses hier ist mein Roß Bayart, kein bessres giebt's in der ganzen Welt mit Laufen und Springen, es ist daher nur vergebene Mühe von Ew. Majestät, ein besseres aufsuchen zu wollen.

König Carl erschraß heftig und bat ihn zurückzukommen, er wolle ihm und seinen Brüdern vergeben und ihnen Ämter ertheilen, darneben ihm die Krone für den vierfachen Werth mit Gold abkaufen. Aber Reinold sagte: Ich traue Eure Majestät nicht so viel, überdies, was wollt Ihr mit einer Krone? Ihr seid ja ein Roßtäuscher geworden und dürft also keine Krone tragen. Mit diesen

Worten ritt er mit der Krone fort, und Feiner wagte es, in die Seine zu springen, weil sie die Kunst des Zauberers Malegys fürchteten.

Die Brüder waren sehr erfreut, als sie den Reinold mit der kostbaren Krone ankomen sahn, aber König Carl war sehr betrübt, daß er nun auch seine zweite Krone verloren hatte, die er sich erst neu hatte machen lassen.

Dreizehntes Bild.

König Ivo ein Verräther.

Es nahte sich jetzt das Pfingstfest, an dem König Carl immer seine Edle und Fürsten zu versammeln pflegte; er mußte sich daher zu dieser Feierlichkeit eine neue Krone verfertigen lassen, damit er in seinem Schmucke und dem schicklichen Glanze erscheinen könne.

könne. Dann lud er sie alle zum Feste ein, vorzüglich aber den König Joo von Tarra-
kon. Als sie erschienen waren, wurde jegli-
chem sein Sitz angewiesen, und eine überaus
schöne Musik erklang; König Joo aber aß
mit König Carl an einem besondern Tische,
so daß ihm also dadurch eine große Ehre
wiederfuhr.

Nachdem man die Tafel aufgehoben hatte,
nahm Carl den König Joo bei der Hand,
und beide gingen im Garten spazieren. Carl
sagte: Mein König, es wird Euch bewußt
seyn, wie Euer Eidam meinen Sohn Carl-
mann erschlagen hat, es ist mir unmöglich,
den Mörder in meine Gewalt zu bekommen;
so Ihr ihn mir aber ausliefern wollt mit
seinen Brüdern, will ich Euch eine große
Summe Goldes dafür verehren.

König Joo freute sich, als er diesen Vor-
schlag hörte, denn er liebte das Gold über

die Maassen, dazu so schmeichelte ihm das Vertrauen und die Freundschaft König Karls, auch hatte er nun schon die treuen und redlichen Dienste der Heymons Kinder vergessen, so daß er dieserwegen den Handel einging, und die vier Brüder ohne Wehr und Waffen nach Falkalon zu liefern versprach. Hierauf umarmten sich beide Könige von Herzen, und Ivo zog sogleich nach Montalban, Carl aber schickte viel Volcks nach Falkalon, um die Brüder gefangen zu nehmen, und sie sich todt oder lebendig überliefern zu lassen, damit die verdrüßlichen Handel ein Ende gewinnen möchten.

Reinold war mit seinen Brüdern auf die Jagd gezogen, und er ritt nun mit ihnen nach seinem Schlosse Montalban zurück. Aber plötzlich überfiel ihn eine große Traurigkeit, so daß er den Kopf sinken ließ, und gebückt und bekümmert auf seinem Pferde saß. Die

Brüder wurden besorgt und fragten ihn, was ihm fehle, daß er sich also in Gedanken verliere. Reinold antwortete: ach, meine lieben Brüder, ich kann es Euch nicht sagen, wie es geschieht, daß ich allen meinen Muth so plötzlich verliere, so daß ich sagen möchte, mir ist wie einem schwachen Greisen zu Sinne, der das Ende seines Lebens wünscht. Der Wald hier, in dem ich so oft gejagt habe, kommt mir so finster und traurig vor, ich freue mich auf nichts und fürchte innerlich ein Übel, das uns bevorsteht. — Die Brüder sagten: Du bist müde, Reinold, denn wir haben den ganzen Tag gejagt.

Indem kamen sie aus dem Walde und Reinold gewahrte viel Volks auf der Zinnen seiner Burg. Heiliger Gott! rief er aus, wie viel Volks seh ich da oben? Was mögen sie wollen, und wo mag mein Gemahl und mein Vetter Maleghs seyn? Ein Vo-

the kam ihnen entgegen und sagte ihnen, daß König Ivo auf dem Schlosse wäre, worüber sich Reinold sehr erfreute, denn er gedachte nicht, daß ihm sein Schwiegervater einen solchen Pöffen spielen könne.

Reinold wollte den König Ivo küssen, aber dieser sagte: Laß das, mein Sohn, ich kann das Küssen jetzt nicht vertragen, denn ich habe einen Fluß am Haupte. Reinold erkundigte sich nun nach der Ursach seines Besuchs, und Ivo sagte ihm, daß er bei König Carl gewesen wäre, und zwischen ihm und den vier Brüdern einen Frieden geschlossen hätte. Reinold freute sich sehr, als er diese Neuigkeit erfuhr, denn er wünschte nun endlich in Sicherheit leben zu können; die andern Brüder aber setzten ein Mißtrauen in die Rede des Königs. Reinold wollte mit tausend Mann aufbrechen, um doch einigen Schuß zu haben, wenn Carl gegen sein

Wort handeln sollte, aber Ivo sagte ihm, daß der Vertrag so gemacht wäre, daß sie ohne alle Waffen und barsüßig nach Falskion auf Eseln reiten sollten, dann sollten sie vor König Carl auf die Knie fallen und so würde er ihnen dann vergeben. Darüber wurde Reinold auch nachdenklich und er antwortete: daß er darüber erst mit seiner Hausfrauen Clarisse und mit seinen Brüdern rathschlagen wolle; worüber Ivo erschrak, denn er fürchtete, daß ihm seine List nicht gelingen werde.

Clarisse fiel ihrem Gemahl Reinold um den Hals und weinte und beschwor ihn, daß er nicht wegreisen möchte, weil ihr ihr Herz irgend ein Unglück weissage. Reinold fragte: Was sollte mir begegnen? Euer Vater hat einen guten Frieden geschlossen, und wir werden hinführo in aller Sicherheit leben können. Ach, antwortete Clarisse, ich sehe

wohl, Ihr kennt meinen Herrn Vater noch nicht, denn ich muß Euch sagen, er ist sehr geldgeizig und hat Euch ganz gewiß an den König Carl verrathen. Hierauf wurde Reinold zornig und sagte: Ihr seid eine sehr schlechte Tochter, daß Ihr also von Eurem leiblichen Vater reden dürft, nein, nun will ich ihm um so mehr vertrauen und kühnlich nach Falkalon zu König Carl ziehen, denn warum soll mich Ivo, mein zweiter Vater verrathen? Hab ich ihn doch von jeher nichts als lauter guter Gutes erwiesen und treue und redliche Dienste geleistet, das wird er nicht also geschwinde vergessen können, daß er mich verrathen sollte, will mich also stracks auf den Weg machen.

Clarisse wurde sehr betrübt, da sie ihren Herrn so entschlossen sah; sie rief heimlich Ritsart zu sich und sagte: Ritsart, ich halte dafür, daß Euch allen Vieren großes Un-

glück beegnen wird, nimm deshalb diese vier Schwerdter, aber laß meinen Herrn Reinold nichts davon merken, darunter ist eins, Florenberg, das an Vortreflichkeit seines Gleichen sucht.

Ritsart nahm die Schwerdter und verbarg sie unter seiner Kleidung, und nun zogen die Brüder aus auf vier Eseln und barfuß und in wollenen Hemden. Es war am frühen Morgen, und Reinold fing an mit lauter Stimme ein Lied zu singen, um sein trauriges Herz etwas zu erheitern, welches ihm aber sein Bruder, der betrübte Adelhar, heftig verwieß.

So zogen sie fort und kamen gen Falkalon. Schon in der Ferne sahen sie viel Volcks stehen, das bewaffnet war und auf sie wartete. Da wurde Reinold betrübt und sagte: Ach, meine Brüder, ich sehe nun wohl ein, daß uns mein Schwiegervater Joo

verrathen hat, denn dort sind viele gewaff-
 nete Leute, die auf uns warten, dazu ha-
 ben wir keine Rüstung und Waffen, auch
 kein Pferd als unsre Esel. Indem kamen
 die Feinde näher, und der Anführer der
 Schaar rennte mit seinem Speere voraus,
 um Reinold nieder zu stechen, indem er
 rief: Ergieb Dich nun, stolzer Reinold,
 denn Dein Schwiegervater hat Dich um eine
 große Summe Goldes dem Könige verkauft.
 Reinold ließ sich schnell von seinem Esel zur
 Seiten ab, aber der Speer traf ihn doch,
 so daß er für todt auf der Erden lag. Dar-
 über wurden die Brüder sehr bekümmert, aber
 Reinold richtete sich bald wieder auf: da
 ging Ritsart zu ihm und gab ihm das Schwerdt
 Florenberg in die Hand und sagte: sieh, mein
 Bruder, das hat mir Deine Hausfrau Cla-
 risse zu unserm Schutze gegeben; gab auch den
 andern Brüdern jedem ein Schwerdt und behielt

auch für sich eins. Als Reinold das Schwerte
 ssah sagte er: O Bruder, nun ich mei-
 nen Florenberg in die Hand habe, bin ich
 voll guten Muths, und ich will nicht mehr
 Reinold heißen, wenn ich alle diese fürchte.

Das Volk war indessen mit seinen Anfüh-
 rern angetrückt, und es entstand ein blutiges
 Treffen; alle vier Brüder gebrauchten sich so
 tapfer, wie es nur je die größten Helden ha-
 ben thun können, vorzüglich aber Reinold,
 der mehr Thaten that, als sonst ein Mensch
 zu thun im Stande ist. So dauerte das
 Gemetzel bis in die Nacht; da zogen die
 Brüder die Harnische der Erschlagenen an
 und stiegen auf ihre Pferde.

Am Morgen erneuerte sich der Kampf,
 und Writsart wurde im Gedränge gefangen
 genommen, denn das Pferd war ihm unter
 dem Leibe zu Tode gekommen. Eine Schaar
 führte den Gefangenen weg um ihn König

Carl zu überliefern; Adelhart wurde es zuerst inne, daß ein Bruder fehle und sagte es dem Reinold, dieser wurde wüthend und drang darauf, daß man Britsart wieder frei machen müsse; aber Adelhart sagte: Lieber Bruder, es ist uns für dieses mal unmöglich, wenn wir ihnen nachsetzen, wird uns die Menge umzingeln und überwältigen; immer noch besser, daß der eine verlohren geht, als wir alle. Aber Reinold wurde zornig und sagte: Sollen wir es dulden, daß ein Bruder von uns gehenkt werde? daß man nachher sage: sehet, das sind die Brüder, die so lange gegen König Carl gestritten haben, und es doch am Ende haben leiden müssen, daß man einen von ihnen gehenkt hat? Nein, lieber will ich mein Leben dran setzen, denn fürwahr, das wäre uns eine sehr schlechte Ehre.

Er ritt also durch das Gedränge und

traf auf die Schaar, die seinen Bruder Britsart wegführte; der eine von ihnen sah sich um und sagte: seht, da kommt Reinold und gebehret sich nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wahrer Teufel, laßet uns alle davon fliehen! Reinold kam heraugesprengt und hieb die ersten nieder, die übrigen flohen, und so war Britsart wieder frei; worauf Reinold sagte: Bruder, ich habe Euch diesmal wieder frei gemacht, aber ich sage es Euch, es geschieht nicht wieder; warum laßet Ihr Euch so gar leichtlich fangen? Britsart sagte: Bruder Reinold, es war nicht meine Schuld, mein Pferd war todt, dazu so hatten sie mir im Handgemenge mein Schwerdt zerschlagen. Nun, es soll Euch für diesmal vergeben seyn, sagte Reinold; und so ritten sie wieder in den Kampf hinein.

Die Schlacht dauerte fort, aber es kam

zu den Feinden eine Verstärkung. Ritsart war schwer verwundet, und so mußte endlich Reinold mit seinen Brüdern die Flucht ergreifen.

Vierzehntes Bild.

Die Belagerung auf dem Berge.

Reinold nahm den verwundeten Ritsart hinter sich aufs Pferd und er und die andern Brüder flohen auf einen nah gelegenen Berg. Derselbe Berg war sehr hoch und steil und ganz aus Marmorstein, und so beschaffen, daß nur immer ein Mann heraufgehn konnte. Von oben warf Reinold nun mit gewaltigen Steinen herunter, so daß Roß und Mann starb und Niemand sich dem Berge zu nähern getraute. Graf Calon, der das Heer anführte, sprach mit Ogier, der gerne seinen bedrängten Verwandten beigestanden

hätte, wenn ers gewagt hätte, ohne für einen Verräther angesehen zu werden. Er ging dem Berge näher, um mit Reinold Unterhandlungen zu pflegen und ihn zu fragen, ob er sich ergeben wolle, oder noch länger zu fechten gedächte; er rief daher hinauf, daß Reinold mit Steinwerfen inne halten solle, er habe etwas mit ihm zu reden. Als er oben kam, sah er, daß die andern drei Brüder auf ihren Knien lagen, und Gott um Hülfe ansuchten, und daß Reinold nur noch allein wacker sey. Er rieth ihnen hierauf, den Berg nicht zu verlassen und ging wieder fort, indem er sie in den Schutz Gottes befahl.

Reinold hatte auf Montalban einen Jüngling zurückgelassen, der die Wissenschaft verstand, in den Sternen des Firmaments bei der Nacht zu lesen; dieser stand oben auf der Burg und sah aus dem Lauf der Gestirne,

daß Reinold sich mit seinen Brüdern in der größten Gefahr befinde, und daß er auf einem Berge belagert sei, imgleichen, daß König Joo ihn um eine große Summe Goldes an Carl verrothen habe. Er lief sogleich zu Malegns, um es ihm anzusagen; dieser stand lustig in der Küche und ordnete ein Abendessen an, weil er glaubte, daß die Brüder noch in dieser Nacht wiederkehren würden. Da Malegns das Unglück hörte, wollte er sich selber erstechen, so sehr war er in Verzweiflung; aber der Jüngling sagte: Malegns, was sollte Euch das helfen, wenn Ihr Euch umbrähtet? Suchet lieber Eure Vettern zu erretten, und nehmt derothalben Kriegesknechte mit Euch und setzt Euch auch auf das gewaltige Roß Bayart. Malegns fand den Rath gut, er foderte die Knechte auf und ging in den Stall, um auf Bayart zu steigen. Aber Bayart schlug und biß um

sich, wollte Niemand aufsteigen lassen, denn allein Reinold; Malegys aber erwischte einen Prügel, in der Meinung, das Roß mit Gewalt zu bezwingen, aber Bayart setzte sich auf die Hinterbeine und härte den Malegys fast zerrissen, wenn er nicht schnell zurückgesprungen wäre. Da wurde Malegys betrübt und sagte: O du schändliches Roß! willst du nun in der Noth deinen Herrn Reinold verlassen, der sich in Lebensgefahr befindet? Kaum hörte Bayart diese Worte, so ließ er sich demüthig auf seine Knie nieder, so stieg Malegys auf und der Zug folgte ihm.

Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heymonsfinder und waren von einer großen Macht belagert, Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten, Adelhart und Writsart waren auf ihren Knien und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung

und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück, indem er beständig große Felsensteine hinunterwarf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold wurde schon ermüdet und alle Brüder waren in ihren Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrt Reinold in der Morgensonne einen fernen Reuter und verkündigt's seinen Brüdern: ach! theure Brüder, rief er aus, ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von den Knien und sahen hin und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reuter. Da wurden sie voll Muths, und jauchzten und dankten Gott dem Herrn. Writsart, der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich

ich bin so schwer verwundet, daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch, Ihr wollet mir aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihren Armen, und er sah ebenfalls das Roß Bayart, worauf er sagte: Ach! mich dünkt, ich bin nun schon ganz gesund und von allen meinen Wunden genesen, seitdem ich dieses gute Roß gesehn. — Bayart aber machte sehr große Sprünge, um zu seinem Herrn zu kommen, es warf mit einem gewaltigen Stoß den Malegys ab, senkte dann vor Reinold seine Knie und ließ ihn aufsteigen.

Es entstand ein neues blutiges Gefecht, Reinold brachte den Grafen Calon um, und die Kriegsknechte, die Malegys gebracht hatten, hielten sich sehr tapfer, so daß der

Feind endlich die Flucht ergreifen mußte. Die Brüder waren ungemein erfreut und dankten Gott aus tiefem Herzen; aber Reinold schwur: den verrätherischen König Ivo mit dem Schwerdte hinzurichten. Dieser aber hatte schon Nachricht erhalten, und war in ein Kloster geflohen, dort war er ein Mönch geworden, um seine Sünden abzubüßen.

Als Reinold zurückkam auf Montalban, wollte er erst seine Hausfrau Clarisse nicht ansehen, weil ihr Vater ihn ohne Ursach verrathen habe. Aber sie versöhnten sich bald und aßen und tranken, und Reinold gedachte der verlaufnen Thaten nicht mehr.

Fünfzehntes Bild.

Reinolds Kampf mit Roland.

Roland wurde sehr zornig auf den König Ivo, daß er nun sein Wort doch nicht ge-

halten habe, die Brüder auszuliefern; es war ihm lieb, daß sie auf die Art errettet waren, aber er wollte durchaus eine Rache an dem Verräther Ivo nehmen. Er zog daher mit den Genossen vor das Kloster, in welches Ivo geflohen war und hielt es belagert, in der Meinung, Ivo aufzuhängen, sobald er ihn in seiner Gewalt haben würde. Ivo vernahm diese traurige Bothschaft und schrieb einen überaus kläglichen Brief an Reinold, seinen Schwiegersohn, daß er ihm helfen möchte, weil er sonst eines schmachlichen Todes sterben müsse. Reinold wollte sich nichts um den Verräther kümmern. Clarisse, seine Hausfrau, saß mit ihrem jüngsten Söhnlein, das sie Adelhart genannt hatte, grade neben ihm, als dieser klägliche Brief ankam, und sie weinte über das Unglück ihres Vaters so heftig und so von Herzen, daß Reinold dadurch über die Maassen gerührt

wurde und sogleich seinen Harnisch anzog, und auf Bayart stieg, um den Verräther zu retten.

Als er vor das Kloster kam, war es schon erobert, und Roland machte eben Anstalt, den König Ivo aufzuhängen. Reinold ritt schnell hinzu, nahm im zornigen Muth sein Schwiegervater hinter sich auf's Pferd und floh mit ihm davon. Roland verfolgte ihn, weil er seinen Raub nicht fahren lassen wollte, hatte aber kein so gutes Pferd als Bayart war, deshalb entkam ihm Reinold. Darüber wurde er sehr ergrimmt und schalt Reinold einen Verräther, und die beiden Ritter setzten sich einen Tag fest, um ihre Sache auszukämpfen.

Reinold brachte daher seinen Schwiegervater nach Montalban, und wollte dann bald wieder zurück, weil er mit Roland einen Streit halten müsse. Clarisse weinte

sehr, als sie diese Nachricht hörte, denn Roland war ein Mann, der, wenn er gepoanzert war, weder von Schwerdt noch Spieß verwundet werden mochte. Aber Reinold ließ sich nicht irre machen und reiste ab.

Er bezeugte sich erst demüthig gegen Roland, weil er sein Vetter war, da aber Roland trozig war, sagte er: Ihr müßt nicht etwa glauben, daß ich mich vor Euch fürchte, nein wahrlich nicht, und wenn gleich Tausender wären, und zog gleich seinen Harnisch an und stieg auf Bayart. Sie stießen sehr heftig auf einander und mit solcher Gewalt, daß Roland sammt seinem Pferde zu Boden stürzte, welches ihm sonst noch in keinem Kampfe mit keinem Ritter begegnet war. Er erstaunte selber darüber, und raffte sich wieder auf, aber die übrigen Genossen littten es nicht, daß der Kampf fortgesetzt wurde.

So ritt Reinold mit frohem Herzen nach Montalban zurück, und Roland that eine Wallfarth zum heiligen Jakob von Campostella.

Sechszehntes Bild.

Reinold errettet seinen Bruder Ritsart.

Als Roland von seiner Wallfarth zurückkam, traf er in einem Walde den Ritsart, der dort jagte. Roland ritt auf ihn zu und sagte, daß er sich gefangen geben müsse. Ritsart wollte sich ihm anfangs widersetzen, aber da ihm Roland versprach, ihn gegen König Carl zu schützen, so ergab er sich in sein Geleit und zog mit ihm nach Paris.

Malegys, der im Walde verborgen war, brachte diese Kundschafft sogleich den Brüdern auf Montalban, sie machten sich bereit, Ritsart zu erlösen, Malegys aber ging nach

Paris, um zu sehen, wie es mit Ritsart werden würde.

Malegys kam als ein kranker Pilgrimm mit geschwellenem Bein und einem dicken Bauche, dazu in einen rauhen Mantel gehüllt, ganz alt und unansehnlich zu König Carl und begehrt um Gottes Barmherzigkeit willen eine Mahlzeit von ihm. Carl aber schlug ihn derbe mit einem Stecken und sagte: ich traue keinem Pilgrimm mehr, seit mich Malegys betrogen hat. Da gebehrdete sich Malegys gar kläglich und fing als ein kranker Mann an zu weinen und zu schluchzen, so daß es König Carl wieder gereute, daß er einen heiligen Pilgrimm geschlagen hatte, der noch überdies krank war. Er ließ ihn also an einen Tisch niedersetzen und Speise und Trank reichen, dazu bediente er ihn selbst, aus demüthiger Reue. Malegys dachte in seinem schalkhaften Sinne: ich sollte dir wohl gerne

deinen Schlag wieder vergelten; als ihm daher der König einen schmachhaften Bissen in den Mund stecken wollte, ergriff er gar behende mit den Zähnen dessen Finger und biß ihn tüchtig. Der König setzte sich vor Schmerzen abseits und sagte: Du schelmischer Pilgrim, warum thust du mir also? Du hättest mir beinahe den Daumen abgebissen, wenn ich dich hätte gewähren lassen. — Malleghs sagte: Verzeihen mir Ew. Majestät, ich war so gar sehr hungrig, daß ich nicht recht Acht darauf gab, ob es die Speise oder Euer Daumen war, daher geschah es ohne meinen Vorsatz.

Indem kam Roland mit dem gefangenen Ritsart in den Saal, König Carl war sehr ergrimmt, als er ihm sah, und schwur, ihn sogleich aufhängen zu lassen. Roland aber wollte es nicht zugeben, weil er ihn sicheres Geleit zugesagt hätte; eben so waren auch

die übrigen Genossen dagegen. Der König fragte alle nach der Reihe herum, ob keiner es über sich nehmen wolle, den Ritsart aufzuhängen, aber alle schlugen es ab. Da that sich einer her, genannt Rype von Rypemout, der sagte, daß er es sich unterstehen wolle, wenn die Genossen ihm alle angeloben wollten, deshalb keine Rache an ihm zu nehmen. Alle sagten es ihm zu, außer Ogier, der unwillig im Saale auf und abging. Der König wurde ergrimmt, daß dieser es nicht auch versprechen wollte, gleich den andern; Ritsart sah indeß den Maleghs in einer Ecke sitzen, er näherte sich dem Ogier daher und sagte: Ogier, gebt nur Euer Wort, denn ich sehe dort Maleghs sitzen, und so komme ich gewiß nicht an den Galgen. Ogier gab also auch sein Versprechen, und Carl setzte nun den Tag fest, an welchem Ritsart zu Falkalon sollte aufgehängt werden.

Malegns begab sich indessen in großer Eile nach Montalban zurück, und sagte den Brüdern den Tag an, und daß sie sich rüsten sollten. Sie ritten also aus, und lagerten sich nahe bei in einem Walde, von wo sie den Galgen genau sehen konnten. Sie stiegen ab und setzten sich in das Gras, wo Malegns ihnen die Geschichte erzählte, wie er dem König Carl im Finger gebissen habe, und indem sie noch sprachen, überfiel sie eine Schläfrigkeit, so daß sie alle einschliefen.

Der Zug mit Ritsart kam indessen zum Galgen, und Rype spottete seiner und sagte, daß er nun weiter auf keine Hülfe zu hoffen habe. Ritsart aber schaute sich sehr betrübt nach seinen Brüdern und Malegns und Bayart um, daß sie ihm helfen sollten, und da er keinen von ihnen allen gewahr ward, brach er in Thränen aus und ergab sich in sein Schicksal, denn sie schiessen alle im

Walde, außer Bayart, der noch munter war. So mußte nun Ritsart wie ein Verbrecher auf die Leiter steigen, und als er fast oben war, sah ihn Bayart aus dem Walde heraus. Das Pferd fing ein großes Geschrei an und wüthete und tobte so lange, bis Reinold aufwachte. Der sagte: Ei, du böser Schalk, das bin ich an dir ungewohnt, und wollte es schlagen, aber da sah er seinen Bruder oben beim Galgen und schnell stieg er auf Bayart und weckte die übrigen, und alle rannten mit voller Gewalt aus dem Walde heraus. Reinold schlug unter das Volk, so daß sie flohen oder umkamen, und Ritsart war wieder frei, und Rype ward genommen und an den Galgen gehangen, weil er sich unterstanden hatte, den Ritsart aufzuhängen.

Ritsart war so froh und guten Muths, daß er sich noch die Rüstung des Rype an-

zog und auf sein Pferd stieg, um sich vom König Carl den versprochenen Lohn auszahlen zu lassen. Reinold mußte lachen, da er seinen Bruder noch so gutes Muthes sah, er folgte ihm von ferne mit Maleghs und den übrigen Brüdern

Carl sah mit Ogier grade aus dem Fenster, als sie in der Ferne einen Ritter über den Plan reiten sahen, den sie für Rype hielten. Carl war sehr erfreut, weil er glaubte, Ritsart sei nun gewiß und wahrhaftig gehangen, aber Ogier ward zornig und ging fort, um ihm entgegen zu reiten um mit ihm handgemein zu werden. Carl versammelte seine Ritterschaft, weil er fürchtete, daß Ogier den Rype umbringen würde, ritten ihm also allesammt nach. Aber Ritsart gab sich dem Ogier zu erkennen, als sie zusammen kamen, und der war nun zufrieden. Indem kam König Carl mit seinem Gefolge

näher, und lobte den vermeintlichen Rype, daß er sein Versprechen so wacker ausgeführt habe. Darüber wurde Ritsart zornig und sagte: ich bin nicht Rype, der hängt am Galgen, sondern Ritsart! und rennte mit seinem Speer auf Carl zu und gab ihm einen guten Stoß auf die Brust. Darüber wurde ein Gefecht und Reinold kam mit seinem Gefolge heran und alle wurden mit einander handgemein. Reinold sprang von Bayart und ergriff König Carl und warf ihn hinter sich auf's Pferd, in der Meinung, ihn mit sich nach Montalban zu nehmen. Als die übrigen sahen, daß König Carl gefangen war, setzten sie dem flüchtigen Bayart nach und das Gefecht ward noch hitziger; Reinold aber sah zurück und sah, daß seine Brüder mitten unter den Feinden kämpften, er warf daher den König Carl wieder von sich, so daß er weit in's Feld hinein flog,

und meinte, das Herz im Leibe wäre ihm gesprungen; und so ritt Reinold wieder unter die Feinde und focht tüchtig, bis er seine Brüder salvirt hatte. Dann ritten sie alle nach Montalban.

Siebenzehntes Bild.

Kunststück des Malegys.

Olivier war einst auf der Jagd und stand mit seinem Pferde auf einem hohen Berge. Da sah er unten nach dem Fluß hinunter und gewahrte einen Mann, der am Berge herum krabbelte und Kräuter zu suchen schien; er gedachte gleich daran, daß es wohl Malegys seyn könnte, ritt also hinunter und sagte ihm, daß er sich gefangen geben sollte. Malegys setzte sich zur Wehre, aber Olivier schlug ihm das Schwerdt aus der Hand, und so mußte er sich gefangen geben und dem

Olivier nach Paris folgen, ob er gleich sehr zornig war.

König Carl freute sich sehr, daß Malegys in seiner Gewalt sei, er wollte ihn sofort gleich aufhängen lassen, aber Malegys sagte: lasset mich noch bis morgen leben, das ist nicht lange, und mir ist es lieber. Das glaub' ich, antwortete Carl, Du denkst vielleicht mir zu entweichen, aber diesmal soll es Dir nicht gelingen, deshalb kann ich Dich wohl bis morgen leben lassen, dann aber sollst Du dafür gestraft werden, daß Du mir neulich beinahe den Daumen abgebissen hättest. — Wenn ich morgen hänge, antwortete Malegys, so werd' ich nun wohl Ew. Majestät nicht mehr beißen. Das denk' ich auch, antwortete der König.

Es wurde zur Tafel geblasen und die Genossen saßen paarweise an kleinen Tischen; der König aber speiste allein; worauf Ma-

legns sagte : für alle diese Herren ist gedeckt,
 außer für mich nicht, ich denke, ich setze
 mich zu Ew. Majestät, so machen wir auch
 ein Paar. — Du böser Schalk, antwortete
 Carl, darfst Du noch so lose Reden führen,
 ich dünkte Dir sollte die Lustigkeit wohl ver-
 gehn, da Du morgen sterben mußt. Aber
 die Reden des Malegns gefielen dem Roland,
 und er ließ den Maleggs neben sich nieder-
 setzen und sie aßen und tranken mit einan-
 der. Malegns wurde immer lustiger und
 sang einige Lieder, worüber sich alle ver-
 wundern mußten, da er so bald sterben sollte.
 Aber Malegns trank immer fleißiger, und
 sang:

Sollt' ich denn fröhlich nicht seyn?
 Schmeckt mir doch Essen und Wein,
 Morgen ist lange nicht heut,
 Sterben hat doch seine Zeit,
 Jedermann thut es ja leid,
 Stirbt doch auch mancher noch heut.

Der

Der König sagte: Du denkst Dich wohl vielleicht vom Galgen los zu singen, aber darinn sollst Du Dich verrechnen, und sogleich ließ er ihn in einen festen Kerker führen und in Ketten legen und viel Eisen an die Füße binden, damit er durchaus nicht entlaufen könne. Gebt Ihr mich frei? sagte Malegys; gewiß nicht, antwortete der König. Nun, so gebt nur gut auf mich Acht, redete darauf der Schalk, denn um Mitternacht denke ich Euch zu entlaufen. Damit wird es nun wohl keine Noth haben, sagte der König und ließ die festen eisernen Thüren doppelt zuschließen, und die Genossen mußten mit bloßen Schwerdtern die Nacht hindurch vor dem Gefängnisse Wache halten; meinte der König er solle ihm nun gewiß nicht entrinnen.

Aber um Mitternacht schüttelte Malegys die Schlösser von sich und die Eisen fielen

ihm von den Füßen; darauf machte er durch seine Kunst die Schlösser und die eisernen Thüren auf und machte, daß die Genossen in einen festen Schlaf fielen und einer über dem andern lag. Worauf er ihre Schwerdter und vieles kostbares Geräthe mit sich nahm, so und schwer beladen nach Montalban eilte. Reinold war sehr erfreut, daß er die zwölf kostbarsten Schwerdter in seiner Gewalt habe.

Am Morgen wollte König Carl den Malegns zum Tode führen lassen; stand deshalb ziemlich früh auf. Da fand er die Genossen schlafend, wie einer über dem andern lag, auch waren ihnen die Schwerdter gestohlen und alle Thüren offen, und kein Malegns im Kerker, aber die Ketten und das Eisen war drinn geblieben, worauf König Carl sehr erboßt wurde und einen Eid that, er wolle Montalban belagen und mit eigener Hand die Schwerdter wieder erobern.

Achtzehntes Bild.

Montalban belagert; Frau Uya schließt einen
Frieden.

König Carl brachte nun eine große Macht zusammen und zog mit allen seinen Genossen vor Montalban und hielt es belagert. Roland mußte hineingehn und die Bestung auf-
fordern, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben solle; aber Reinold wollte das nicht thun, sich aber ergeben, wenn König Carl ihm Verzeihung und Sicherheit verspräche. Das aber wollte König Carl wieder nicht eingehn, und so dauerte der Krieg wieder einige Jahre hintereinander, und ward auf eine blutige Art fortgeführt, so daß auf beiden Seiten viele Leute todt blieben.

In einer Schlacht stach Reinold den König vom Pferde und hätte ihn gefangen genommen, wenn ihn die Genossen nicht errettet hätten; aber an demselben Tage wurde

Malegys entwaffnet, und für einen Gefangenen in das Lager des Feindes geführt. Der König wollte ihn am folgenden Morgen hinrichten lassen.

In der Nacht aber brauchte Malegys seine Kunst und ging vor das Bette des Königs und sagte zu ihm: Ew. Majestät, Reinold hat gebeten, daß wir beide zu ihm kommen sollen. Der König war bezaubert und antwortete: Schon gut, ich wünsche nur, wir wären erst unterwegs. Darauf nahm Malegys den schlafenden König auf seine Schultern und trug ihn so gen Montalban. Dort legten ihn die Brüder in ein köstliches Bette und warteten dann, bis er aufwachen würde.

Der König war sehr verwundert und erschrak heftig, als er alle seine Feinde um sein Bette stehen sah. Reinold redete ihn an, er möchte ihm verzeihen und er wollte ihn sogleich freilassen und ihm mit seinen Brüdern

dienen. Aber König Carl wollte nicht nachgeben, so viel gute Worte ihm auch Reinold gab, worüber Ritsart ergrimmete und sein Schwerdt zog, und den König umbringen wollte; aber Reinold hielt ihn zurück und sagte: Das sei ferne von Dir, Bruder, daß Du unsern König umbringen solltest. Alle Brüder baten drauf und auch Maleghs, aber Carl bestand auf seinem stolzen Sinn, daß sie sich ihm alle auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. So viel wollte aber Reinold dem Könige auch nicht trauen, er ließ ihn daher frei in sein Lager zurück, aber der Krieg ward immer noch mit großer Wuth fortgesetzt, obgleich alle Genossen, insonderheit der Bischof Turpin, für Reinold baten.

Das Schloß Montalban war so fest, daß es der Feind durchaus nicht einnehmen konnte, aber der Proviant war den Belagerten gänzlich zu Ende gegangen, so daß sie in die

größte Noth geriethen. Alle übrigen Pferde waren schon verzehrt, Reinold war in der größten Verzweiflung und rief: Nun muß Bayart sterben. Er ging mit einem Messer in den Stall, um das Roß todt zu stechen; aber sein Bruder Adelhart folgte ihm und hielt ihn zurück und bat für das treue Roß. Bayart selbst fiel demüthig auf seine Knie, als wenn er um sein Leben bitten wollte. Darüber wurde Reinold sehr gerührt, so daß er weinte und ließ dem Bayart Gnade widerfahren.

Turpin hörte von dem großen Mangel, der in der Bestung herrschte und wurde sehr darüber betrübt, daß seine Verwandten solche Noth leiden sollten. Er vermochte daher den Roland dahin, daß er beim nächsten Angriff sich die Ehre ausbat den Vortrab zu commandiren, und als das geschah, schaffte er den Brüdern wieder eine große Menge

Proviant in die Vestung. So bekam auch Bayart wieder viel Futter und wurde wieder so stark als er nur je gewesen war.

Aber Reinold sah ein, daß er sich am Ende nicht gut auf Montalban würde halten können, weil der Proviant immer schnell verzehrt war, er beschloß daher, sich mit seinen Brüdern nach seiner Burg Ardane zu begeben, weil er sich dort besser schirmen könne. Er ließ also Bayart zu einer heimlichen Pforte hinausbringen; dort stiegen alle Brüder auf und ritten schnell nach Ardane. Malegys begab sich auf sein festes Castell.

Als König Carl diese Nachricht gehört hatte, zog er mit seiner Macht vor Ardane und hielt es belagert, denn es war sein ernstlicher Wille, die Brüder in seine Gewalt zu bekommen. Der Streit wurde heftig fortgesetzt und es blieb viel Volk und viele Ritter. Am Ende kam Reinold auch hier in sehr be-

drängte Umstände und er sah ein, daß er sich mit der Zeit würde ergeben müssen.

Aber seine Mutter Frau Aya kam mit einem großen Gefolge in das Lager ihres Bruders, Königs Carl, um für ihre Söhne zu bitten. Sie ließ sich vor ihm auf die Knie nieder und weinte heftig und bat um das Leben ihrer Kinder, und daß er sich möchte rühren lassen. König Carl hatte seine Schwester in so langer Zeit nicht gesehen, dazu so rührte ihn ihr Knien und ihre bitterlichen Thränen, so daß er ihr versprach, einen guten Frieden zu machen und alles zu vergessen, wenn die Söhne ihm Rosß Bahart in die Händel liefern wollten, damit zu schalten, wie er Lust hätte, weil es ihm gar zu großen Schaden gethan habe. Frau Aya war von Herzen froh und ging sogleich in die Bestung zu ihren Kindern, ihnen diese Botschaft anzusagen. Adelhart setzte sich dagegen, daß man

das Roß ausliefern sollte; aber Reinold sagte: wir wollen es thun, lieben Brüder, wir mögen vielleicht für das Roß auch Gnade erlangen.

Und so war denn nach einem langen Kriege der Friede geschlossen.

Neunzehntes Bild.

Das Roß Bayart wird ertränkt.

Die Brüder fielen im Beiseyn ihrer Mutter dem Könige zu Fuße, er hob sie gnädig auf und alle waren sehr erfreut, besonders ihre Mutter Aya. Hierauf nahm Reinold das Roß Bayart und gab es in die Hände Carls. Der König ließ ihm sogleich zwei Mühlsteine an den Hals binden, und es, wie er gelobt hatte, von der großen Brücke in's Wasser stürzen. Bayart sank unter, kam aber bald wieder in die Höhe und sah nach

seinem Herrn Reinold; dann arbeitete er sich mit Schwimmen an's Ufer, schlug die Mühlsteine von sich und ging zu Reinold und liebte ihn. Der König sagte: Reinold, gebt mir das Roß zurück; Reinold nahm es, und gab es dem Könige, der ließ ihm zwei Mühlsteine an den Hals hängen und an jedem Fuße einen und so wurde es von neuem in das Wasser geworfen. Es sank wieder unter, kam aber bald wieder oben, sah Reinold an, stieg an's Ufer und schlug alle Steine von sich, so daß sich alle über die Stärke Banarts verwundern mußten. Banart stand wieder bei Reinold und liebte ihn, wie zuvor, wodurch Reinold sehr gerührt war. Adelhart sagte: Bruder, verflucht mußt Du seyn, wenn Du das Roß wieder aus Deiner Hand giebst! O Banart, wird Dir nun so gelohnt, daß du deinen Herrn und uns alle so oft errettet hast? Aber

Reinold sagte: Brüder, sollt' ich um des Rosses willen, die Gunst des Königs verscherzen? nahm Bayart wieder und übergab ihn dem Könige mit den Worten: Wenn das Roß noch einmal wieder kömmt, kann ich es Ew. Majestät nicht wieder fangen, denn es geht meinen Herzen gar zu nahe. Da wurden dem Bayart wieder zwei Mühlsteine an den Hals gebunden und an jedem Fuß zwei, und er wurde zum drittenmal von der Brücke hinuntergestürzt. Reinold aber mußte fortgehn, damit ihn das Roß nicht wieder sähe und dadurch neue Kraft bekäme. Bayart blieb diesmal länger unter Wasser, dann kam er aber doch wieder mit dem Kopfe hervor und streckte ihn weit von sich, weil er seinen Herrn Reinold suchte. Da er ihn aber nirgends gewahr werden konnte, verließen ihn nach und nach die Kräfte, er sank unter und kam nicht wieder ans Tageslicht.

Alle Brüder weinten und Reinold war im innersten Herzen betrübt, er schwor es, Zeit seines Lebens wieder Sporen an den Füßen zu tragen, oder ein anders Pferd zu besteigen, zugleich wollte er das ganze Ritterleben aufgeben. Die Brüder blieben bei Hofe, er aber ging nach Montalban, wo er seiner Hausfrauen Clarisse den Tod Bayarts erzählte; sie fiel in Ohnmacht, als sie diese Nachricht hörte, wurde aber dadurch wieder etwas getröstet, daß die Brüder nun völlig mit König Carl ausgesöhnt wären. Hierauf schlug Reinold seinen ältesten Sohn Emmrich zum Ritter und gab ihm die Beste Montalban, auch den übrigen Söhnen schenkte er Land und Leute, dann küßte er sie alle nach der Reihe und verließ sie in der dunkeln Nacht.

Zwanzigstes Bild.

Reinold ein Eremit.

Reinold empfand die Eitelkeit alles menschlichen Treibens, begab sich deshalb in einen abgelegenen wilden Wald, weil ihm die ganze Welt nunmehr zuwider war. Da traf er einen Einsiedel, von dem lernte er das eremitische Leben und brachte so seine Zeit mit frommen Gebeten und stillen Betrachtungen zu. Allenthalben ließ man Reinold suchen, man fand ihn aber nirgends, bis er nach einigen Jahren wieder freiwillig hervorkam, weil er gern seinen Vater Heymon sehn wollte und seine Mutter, Brüder und Kinder, in Summa, die Seinigen, die ihm theuer waren. Dann ging er wieder in seinen Wald zurück und führte sein stilles Leben weiter und that Buße für die mannichfaltigen Sünden, die er jemals im Laufe seines Lebens begangen hatte. Dann lebte er noch lange in der Ein-

samkeit und kam aus seinem Walde in die Welt, um seine Freunde zu sehn, und nach vielen Jahren starb er als ein frommer Waldbruder, als Roland schon bei Ronceval gefallen war und Carl gestorben und sein Vater todt, und viele der Helden sich zerstreut und verlohren hatten.

Und hier endigt sich die Historie von Reinold und den übrigen Heymons Kindern

Ende des ersten Theils.

Tieck, Ludwig

Ludwig Tieck's sämtliche Werke

Bd.: 6

Berlin und Leipzig 1799 = 1797

Rar. 4232-5/6#6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00074911-2

VD18 1323501